

Daheim



Landschaft ♦ Scherenschnitt von Curt Naufoks



Sankt Nikolaus muß Hilfe ha'n,
Weil er's allein nicht schaffen kann;
Ihn freut das sehr, er findet's schön,
Denn alles wünscht sich einen „Fön“!

Nur echt mit eingetragter Schutzmarke „FÖN“
Hunderttausende im Gebrauch.

NEU! NEU!

FÖN SON

Die neue preiswerte Heissluftdusche
Preis 20.— RM.

Für jede eingesandte, witzige Reklame-Idee,
die wir zum Abdruck annehmen, stiften
wir dem Einsender einen Original Fön.

Zur Körper- und Schönheitspflege:

„Sanax-Vibrator“, „Radiolux“ und
„Penetrator“, „Radiostat“ D.R.P.
„Vibrofix“ u. „Sanofix“ erdschlussfrei, elektr.
elekt. Massageapparate Hochfrequenzapparate.

Elektr. Sicherheits-Heizkissen
Sanotherm mit Vacu-Regler D.R.P.

Neu! SANOTHERM SON Neu!

Das neue elektr. Sicherheits-Heizkissen
Preis 14.70 RM.

Überall erhältlich.

Fabrik „Sanitas“, Berlin N 24.

**Wir kennen keinen Husten mehr.
Kaiser's Brust-Caramellen**

MIT DEN «3 TANNEN»

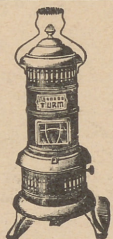
das millionenfach, seit 35 Jahren
bewährte Mittel, wirkt schnell
u. sicher bei allen Erkältungen
7000 Zeugnisse!

Paket 40 Pfg. - Dose 90 Pfg.

Zu haben in Apotheken
u. Drogerien u. wo
Plakate sichtbar



Alleiniger Fabrikant: **Fr. Kaiser, Waiblingen-Stuttgart.**
Fabrik medizinisch-diätetischer Präparate. Fabriken in
Würzburg, Fregenz, St. Margarethen und Prag.



**Der geruchlose
Petroleum-Heizofen**

Marke „Turm“

die ideale Wärmequelle der Übergangszeit
zu haben in einschlägigen Geschäften, wenn
nicht erhältlich, wende man sich an:

Metallwarenfabrik Meyer & Niss, G.m.b.H.
Bergedorf 35 bei Hamburg. [74404]

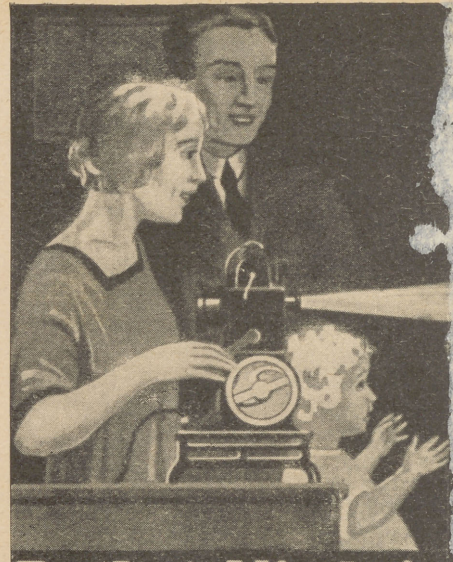
F. TODT, PFORZHEIM Königl. Hoflieferant

Firma gegründet 1854
Juwelen, Gold- und Silberwaren,
Tafelgeräte, Uhren
Bestecke
in massiv Silber
u. Alpaka versilbert
Versand direkt an
Private
Illustrierter Katalog
portofrei.



Vaillants
Gas-Badeöfen

Marke „Geyser“ u. „Patent-Auto-Geyser“
Zu beziehen durch alle Installationsgeschäfte
Illustrierter Katalog Ausgabe B 19 kostenlos
Joh. Vaillant, Remscheid.



Pathé-Kinlein

der ideale Heimkino-Apparat

für jede Familie M. 135.—

Dazu die **Pathex-Camera**

zum Selbstfilmen M. 125.—

Erhältlich in

Photo und Kinohandlungen.

Verlangen Sie Druckschriften.

Pathex, Düsseldorf X/88

Durch Erscheinen des 3. Bandes liegt
nunmehr vollständig vor:

Lebenslinien

Eine Selbstbiographie

des großen Naturwissenschaftlers

Geh. Rat Prof. Dr., Dr. h. c.

Wilhelm Ostwald.

Aus dem Inhaltsverzeichnis des Schluß-
bandes, dem ein Namenregister aller
drei Bände von rund 1000 Personen
beigegeben ist:

Die Lehre vom Glück und ihre Anwend-
ung / Der Austausch-Professor / Land-
haus Energie / Große Männer und die
Schule / Die Weltsprache — Weltformat
Festliche Tage / Der Monisten-Bund
Der internationale Bund der Chemiker
Weltkrieg und Revolution / Die Farben-
lehre / Straßenlärm und Gartenfrieden.

Preis des gebundenen, gut ausgestatteten
Werkes: 1. Band, 268 Seiten, Gr.-8°,
mit einem Bild des Verfassers, Mf. 7.—,
Halbleder Mf. 9.50. Band 2 mit zwei
Bildtafeln, 445 Seiten, Gr.-8°, Mf. 10.50,
in Halbleder Mf. 13.—. Band 3, Um-
fang 481 Seiten, Gr.-8°, mit einem
rund 1000 Personen umfassenden Namen-
register aller drei Bände und einer
Bildbeilage, Mf. 10.50, in Halbleder
Mf. 13.—.

Es ist ein Geschenk, von besonderem
Wert, das nicht nur einmal gelesen und
dann in die Bibliothek gestellt wird,
sondern das ist eben das Bedeute-
nde, daß man immer wieder da-
ran erinnert wird und es immer von
neuem hervorholt. „Nicht nur unter-
haltend, sondern auf das lebenswichti-
gste belehrend“ (schreibt eine bedeutende
Zeitung) „ist dieses Werk, und jeder
sollte seinen Freunden diese Lebenslinien
zugänglich machen“.

Jeder Band ist einzeln käuflich.
Verlangen Sie Sonderprospekt.

Zu beziehen durch jede gute Buchhandlung.

Klasing & Co., G.m.b.H.,
Berlin W. 9, Linkstr. 38.

Daheim



64. Jahrgang. Nr. 7

12. November 1927



Ein Denkmal für die gefallenen Offiziere der Landwehr-Inspektion Berlin.
Das von Hans Damman geschaffene Ehrenmal fand Aufstellung vor dem Landwehr-
Offizierskasino am Bahnhof Zoo in Berlin. (Atlantic.)



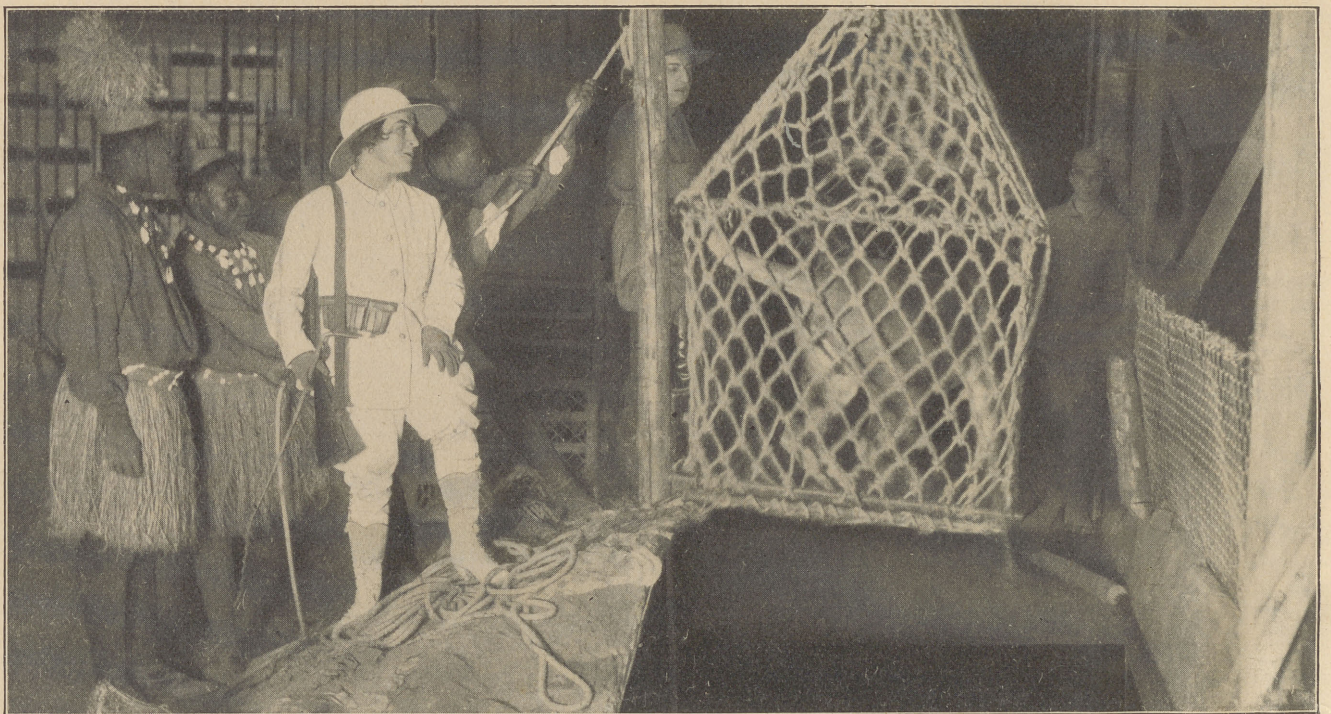
Kanu-Wasserpolo.

Der neueste Sport in Deutschland; wurde von zwei Hamburger Mannschaften vorgeführt. (Meyfarth.)



Löwen in der Stadt Heinrichs des Löwen.

Der Braunschweiger Oberbürgermeister Dr. Trautmann mit zwei jungen Pfleglingen seiner Stadt. (Welt-Photo.)



Szene aus dem neuen Manège-Schauspiel im Zirkus Busch in Berlin. (Männling.)



Szene aus der Neueinstudierung von „Orpheus und Eurydice“ in der Städtischen Oper Charlottenburg.

Zu den jüngsten Ereignissen in Rumänien.



Links:
Der sechsjährige kleine König Michael
von Rumänien
beim Spiel im Schloß-
park.
(S. Wolter.)



Rechts:
Der frühere
Kronprinz Carol von Rumänien,
König Michaels Vater, der
seinen Thronverzicht rückgängig
machen will.

Untergang der „Principessa Mafalda“.

Wie ist der Passagier des Über-
seedampfers gesichert?

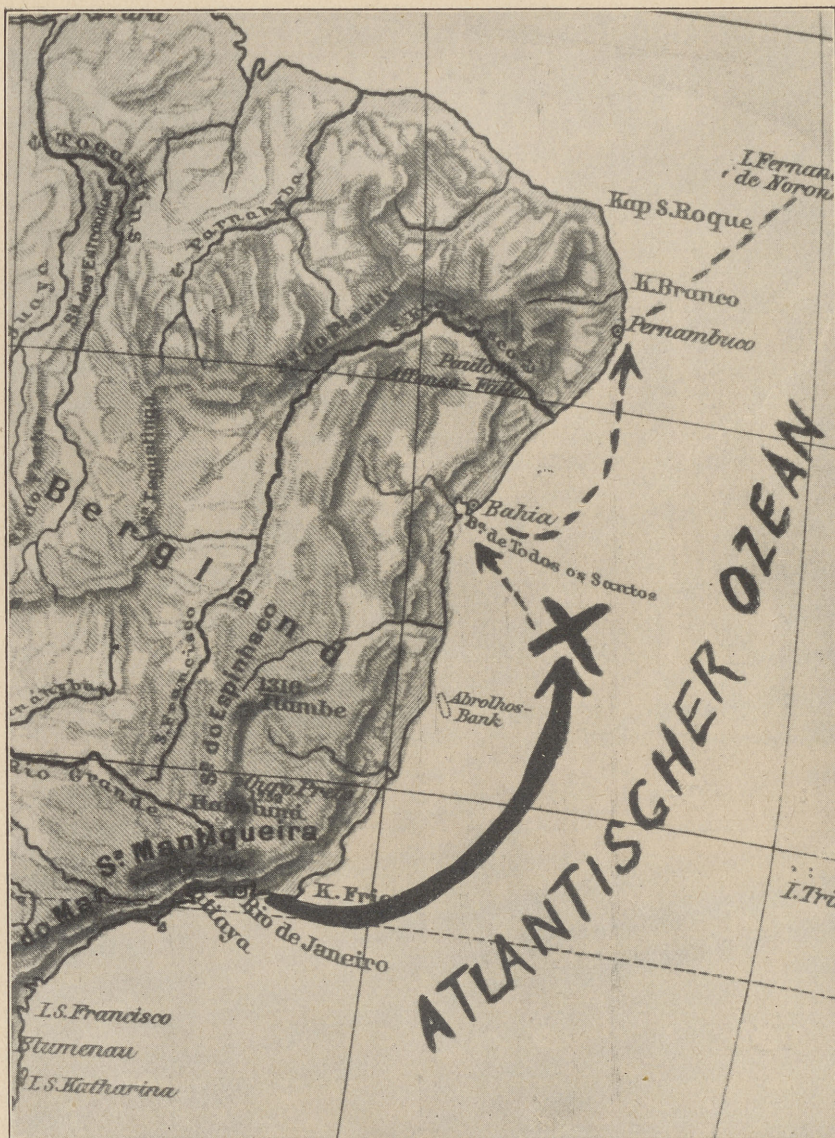
Nahe der Unglücksstätte, an der die „Principessa Mafalda“ gesunken ist, liegen die Abrolhos Rocks, die zu den gefährlichsten Stellen der brasilianischen Küste gehören. Abrolhos bedeutet: „Halte die Augen offen!“ Die Gegend ist bekannt für Schiffsunfälle, und alle Seeleute wenden dort äußerste Vorsicht an. Die Kapitäne müssen besonders genau auf Ebbe und Flut achten, um nicht auf die gefährlichen, unter der Meeresfläche liegenden Felsen aufzulaufen. Der erste Bericht vom Untergang der „Principessa Mafalda“ meldete, der Dampfer sei auf Fels gestoßen, worauf sich die Kesselexplosion ereignete. Eine zweite Meldung erklärte dann, das Unglücksschiff habe einen Bruch der Schraubenwelle erlitten, worauf das Wasser durch das entstandene Leck in großen Mengen eindrang und die Explosion der Kessel verursachte.

Das mächtige, mit großem Luxus ausgestattete Schiff der Navigazione Generale Italiana sollte seine letzte Fahrt machen, um danach durch das neue Motorschiff „Augustus“ abgelöst zu werden. Die „Principessa Mafalda“ war nach der zweitältesten Tochter König Viktor Emanuels getauft, die sich vor zwei Jahren mit dem Prinzen von Hessen vermählte. Der Dampfer war 1908 in Genua von Stapel gelaufen. —

Wir zeigen unseren Lesern an anderer Stelle die Bergung Schiffbrüchiger vom Land aus. Angesichts des schrecklichen Ereignisses bei den Abrolhos Rocks entsteht die Frage nach der Sicherung der Passagiere unserer Überseedampfer gegen die

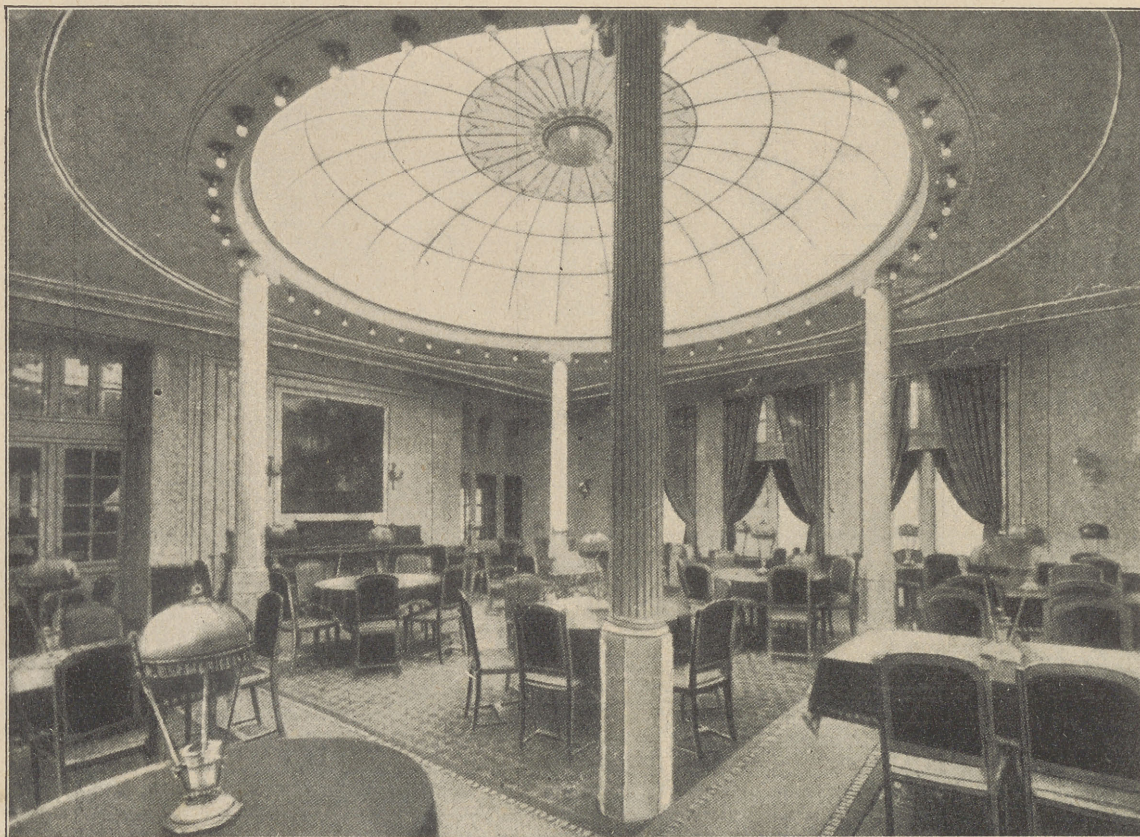


Der gesunkene 12 000 Tonnen-Luxusdampfer „Principessa Mafalda“.
(W. Ruge.)



Der Weg der „Princesa Mafalda“ und die Unglücksstätte X.
(W. Ruge.)

Gefahren auf hoher See, mit denen die Riesenkraft der Elemente aller menschlichen Technik zu Trotz uns doch immer wieder bedroht. — Die neuzeitlichen Schiffe sind aus bestem Stahl, haben doppelten Boden und eine Anzahl wasserdichter Schotten, durch deren Schließung ein beschädigter Schiffsraum von dem übrigen Innern abgeschlossen werden kann. Jeder Passagier findet in seiner Kabine eine Schwimmhilfe, Rettungsgürtel oder Korkweste. Diese Gegenstände werden vor jeder Ausfahrt des Schiffes nachgesehen, und der sehr vorsichtige Fahrgast mag sich auch selbst noch von ihrer Unversehrtheit überzeugen. Bei seinem Rettungsgerät findet er auch eine Mitteilung darüber, welchem Rettungsboot er zugeteilt ist. Die Boote sind numeriert, und er kann leicht die notwendige Feststellung machen, die, allgemein beachtet, im Fall der Not geeignet ist, manche Verwirrung zu verhindern. Eine Panik hat leider auf der „Princesa Mafalda“ die ersten, eigenen Rettungsarbeiten erschwert. — Außerordentlich wichtig für die Sicherung des Schiffsverkehrs ist der Funkspruch geworden, der seine drahtlosen SOS-Rufe aussendet. Diese Notrufe haben auch im Fall des jetzt gesunkenen Dampfers einen Hauptanteil an der Rettung von vielhundert Menschenleben. Auf die SOS-Rufe der „Princesa Mafalda“ hin erschienen schon nach kurzer Zeit mehrere Dampfer an der Unglücksstätte. Gegen 9 Uhr abends traf die „Formosa“ ein, und das Rettungswerk begann. Vier andere Schiffe, darunter die „Mojella“, folgten. Die „Formosa“ nahm zunächst alle erreichbaren Schiffbrüchigen aus den Rettungsbooten auf. Dann wurden von allen zu Hilfe gekommenen Schiffen deren Rettungsboote ausgesetzt, um die mit Schwimmgürteln und auf Schiffstrümmern Umhertreibenden aufzufischen. Um Mitternacht sank die „Princesa Mafalda“. Ihr tapferer Kapitän stand noch auf der Kommandobrücke und ging mit seinem Schiff zu Grund.



Speiseaal an Bord des gesunkenen Schiffes.
(R. Semede.)



Ursula entdeckt Amerika

Roman von Ann Lizia Leisich



7. Kinderfräulein.

Eines Tages legte Ursula ein Bündel auf die große Blechtonne, die für die Abfälle rückwärts in der Allee stand, und zündete es an. Der Feuerschein flog über ihre schmalen Wangen und loderte in ihren Augen, die groß und geweitet hineinstarrten. Sie wartete, bis die jügelnden Flammen zu Asche niedergebrannt waren, dann wandte sie sich und schritt dem Haus zu, freier, wiegender, mit der ganzen unglücklichen Leichtigkeit ihres Glockenganges.

Denn es waren nicht bloß Kleider, die sie hier verbrannt hatte; sie hatte einen Abschnitt ihres Lebens der Vernichtung übergeben, die Erniedrigung, den Schmerz, die Verzweiflung eines schwachen Beginns; denn in dem Bündel waren ihr Stubenmädchenkleid und ihre Küchenschürzen gewesen.

An die Aussprache mit Mrs. Bulwer war sie mit schwerem Herzen herangegangen; aber sie hatte kaum den Mund geöffnet und stöckend zu erzählen angefangen, daß Mrs. Wacker, die marzipanene Mrs. Wacker vom Kirchenklub, ihr eine Stellung als Gouvernante verschafft habe, bei Leuten, die willig wären, sie mit hundert Dollar als Vorauszahlung auf ihr Gehalt auszulösen, als Mrs. Bulwer auch schon freundlich sagte: „Ich bin froh für Sie, Ursula, daß es so gekommen ist. Obwohl ich bedaure, daß Sie gehen —“

„Oh, Mrs. Bulwer,“ dachte Ursula, „und das zerbrochene Geschirr? und die vielen Vormittage, die Sie mitarbeiten mußten, weil ich so langsam beim Putzen war? —“

„... so sehe ich ein, daß dies für Sie keine Arbeit ist. Ich wünsche Ihnen herzlich Glück auf Ihrem fernerem Weg. Wir werden uns immer freuen, Sie hier zu sehen.“

Aus der ruhigen in sich und seine gute Bürgerlichkeit versunkenen Wohlhabenheit des Bulwer'schen Hauses kam Ursula nur ein paar ulmengesäumte Straßen weiter zu dem viel größeren, mit Kinderlachen und Dienerschaft gefüllten Heim der Higginsons, das weiß und säulengeschmückt hinter grünem Rasen und flammenden Feuerlilien stand.

Sie mußte eine Uniform anziehen, einen blau- und weißgestreiften Kittel und ein Häubchen, so daß jeder Mensch, wenn er sie mit den drei kleinen Higginson-Mädchen sah, nicht umhin konnte, zu bemerken, daß Higginsons wußten, was sich gehörte, und es sich offenbar auch leisten konnten. Nicht der unschuldigste Aufputz war ihr erlaubt, nicht einmal soviel wie eine Stubenmädchenspitze. Diese Uniform, die jeden Tag blütenweiß zu sein hatte, mußte sie selbst waschen und bügeln; dazu all ihre eigene Wäsche. Berge von kleinen weißen Socken lagen in dem großen hellen Spielzimmer wartend auf ihre ausbessernde Hand. Dreimal am Tag, am Morgen, vor dem Diner und vor dem Schlafengehen, gab es im Badezimmer Wasser- und Seifenschlachten mit drei behenden, rofigen, spritzenden Teufelchen, drei listig sich entwindenden strampelnden Rajadentkindern; immer war ihnen das Wasser ebenso willkommener Spielkamerad wie die Seife gefürchteter Feind. Vor dem Diner vermochte Ursula bei ihnen manches zu erreichen, was sonst unmöglich war; sechs Ohren konnten gewaschen und richtig mit Seife abgerieben werden, dreißig Finger, die unten im Garten in Kiesel und Erde gewühlt hatten, die gewöhnt waren, alles anzugreifen, worin die neugierigsten, vorwiegendsten Kinderseelen ihre kleinen stumpfen Nasen steckten, konnten schnell ein wenig mit der Seife behandelt werden. Denn zum Diner kam ‚Daddy‘, der Vater, und vor ‚Daddy‘ mußte man bestehen können; für ‚Daddy‘ mußte man ganz tadellos schön und rein sein. Deswegen war die Seifenschlacht nur ein unschuldiges Geplänkel. Was nachher kam, war der wütende Kampf um das beste Kleid, ein Geschützfeuer von Tränen und kleinen, geballten und stoßenden Fäusten, ein Ausbruch von Leidenschaft und Kraft aus zarten Kindergliedern, aus eigensinnigen, kleinen Frauenfräulein.

Mit Mi und Li, den beiden neunjährigen Zwillingen, ging es dabei noch an. Mi und Li, so ähnlich wie ein Ei dem andern, mit großen blühenden grauen Augen, Kopf hoch wie zwei Rekruten, zogen sich selbst an, bürsteten sich selbst das kurze Haar, nahmen die Schuhe, die Ursula ihnen bereitstellte, mit einer verächtlichen Geringschätzung des ganzen

Vorganges und besonders der Tätigkeit Ursulas. Es kam wohl vor, daß Li zu ihr kam — Mi tat bei solchen Dingen nicht mit, sie hatte das bessere Herz — und sich die Schleife rund um das Kleid binden ließ, aber nur, um sie dann höhnisch aufzureißen. „Das nennen Sie eine Schleife? Schöne Schleifen machen Sie, greulich! Ich hab' Mother gleich gesagt, daß ich Sie nicht will, als sie uns fragte — aber Mi wollte Sie, die Gans.“

Und wenn Ursula nun noch einmal ihre Kunst versuchen wollte, riß sie sich los: „Sie können's nicht. Ich gehe zu Mother. Mother macht herrliche Schleifen.“

Schon war sie aus der Tür. Sie wußte ganz genau, daß Ursula ihr jetzt nachlaufen, sie bei der Hand fassen, sie mit allerlei, teils drohenden, teils schönen Worten zurück in das Ankleidezimmer ziehen würde. Geschehen konnte ihr nichts, das wußte Li; Mother hatte ihnen öfter gesagt: „Schlagen darf euch das Fräulein nicht. Ich habe es ihr verboten. Sagt mir nur gleich, wenn sie es tut.“

Ursula preßte die Lippen aufeinander, daß sie bluteten. „Durchhalten,“ sagte sie sich, „durchhalten —“

Wenn Li dann zurückkam, stellte sich Mi solidarisch neben sie. Sie faßten einander an den Händen, genau so, wie sie sonst zu mancher gemeinsamen Mißetat ausgingen, standen wie Kampfhähne mit gestäubten Federn.

„Mother hat Sie nicht für uns genommen; Mother hat Sie für Eloise genommen.“

Eloise, Héloïse, — ein Name, der auf den Lippen zerschmolz wie ein Liebeschwur. —

Aber sie sprachen ihn nicht so aus: sie sagten: Eloï-i-se, und sie zogen und dehnten das i so lange, bis alle Süße und alle Wehmut der großen Liebe herausgepreßt war und nichts übrig blieb wie eine hüpfende Synkope.

Eloise war siebenjährig und so entzündend mit einer selbstbewußten, zarten, dunklen Lieblichkeit, in der mitten drin ein hochgetragenes Stumpfnäschen saß, daß sie alle in der Tasche hatte, in ihrer kleinen, berückten, an das Kleid genäherten Tasche, die jeden Tag ein paarmal heruntergerissen war. Wenn sie zu Ursula gerade gesagt hatte, indem sie die zierlichen Fäustchen vor die Brust hielt und die Brauen zusammenzog, daß die Augen darunter lagen wie kleine unheimliche Waldseen vor reinem Gewitter: „Big nut — Scheusal!“ so kam sie dann wieder mit ihren wippenden Schritten herbeigelaufen und fragte treuherzig: „Fräulein, wo ist das Ende der Welt? Ist dort eine Stadt oder ein Wald?“ Und Ursula versuchte ihr alles zu erklären, warm und beredt, Gott dankend für seine Welt, in der etwas wuchs wie die Holdheit dieses Kindes.

Neben dem Ankleidezimmer war ein Gang mit langen, in die Mauer eingebauten Schränken, da hingen der Mädchen Kleider; hundert und mehr; jedes säuberlich auf einem Bügel, einfache Waschkleider für Vormittag, Etamine, Boile und Organdy für Nachmittag und Dinerzeit; Seide für Sonntag und Besuche. Seide, weich, schmeichelnd, ansmiegender. Woher kam der kleinen Eloise die Kenntnis, daß Seide süßer um die Glieder floss, daß das zitronengelbe Seidentüllkleidchen mit der wasserblauen Schleife sie unwiderstehlich hübsch machte? Oh, sie wußte sich genau einzuschätzen; der Spiegel war ihr ein guter, oft befragter Freund, dem sie mehr vertraute als allen andern, Mother nicht ausgenommen. Sie nahm oft Ursula die Bürste aus der Hand und fuhr sorgfältig über die kurzen, gewellten Haare, sie rückwärts ein wenig trotzig in die Höhe drückend, sie seitwärts zerupfend, ein Gedanke hier, einer dort, bis sie befriedigt die Bürste hinlegte. Raffiniert machte sie das, keine neunmal geschneite Mondäne könnte es besser; so elfenklein sie war, so genau wußten ihre sieben Sommer um alle Geheimnisse der Kofetterie.

Heute versuchte sie es mit Liebsein: „Das Meer-Zitronenkleid, Fräulein. Es ist so heiß, und das Kleid ist so kühl. Fühlen Sie, bitte, fühlen Sie, wie erhitzt ich bin.“ Sie ließ ihr Köpfchen in Ursulas Hand fallen wie eine sterbende Blüte. — „Das ist für Sonntag, du weißt, Eloise, Sonntag ist übermorgen, da geht ihr nachmittags mit Daddy aus; da mußt du schön sein. Heute würdest du es am Ende beschmuhen.“ — „Ich werde aufpassen. Ganz gewiß.“

So hatte es begonnen wie jeden Tag. Unten über den knirschenden Kies hörte Ursula das Auto mit Mr. Higginson aus der Stadt kommen — gleich würde der Gong zum Diner läuten. Sie jagte nach Eloise auf dem großen Bett. Die sah es als einen Scherz an, lachte ihr glucksendes, herzfrisches Kinderlachen, tat, als spielten sie Fangen und Foppen, trampelte, hieb nach Ursula mit kräftigen Kinderbeinen.

„Eloise, komm doch, es ist höchste Zeit.“

Aber vor dem weißen Leinenkleid, das Ursula ihr anziehen wollte, trogten die kleinen Lippen sich wieder ineinander: „Mein Meer-Zitronenkleid will ich.“

Ursula wollte sie ergreifen, aber schon war sie unter dem Bett; froh ganz nach rückwärts.

Plötzlich war sie auf der anderen Seite ausgebrochen, pfeilgeschwind indianermäßig zur Tür hinausgeschlüpft und über den Gang in mothers Zimmer gelaufen.

Dort froh sie an ihre Seite wie ein verfolgtes Vögelchen, das Köpfchen neigend, zerbrochen, zitternd. Die Mutter legte die Hände über das Blütenstielschen ihres kleinen Halses: denn in der Tür stand Mr. Higginson.

Mr. Higginson sanken die Arme. Er hatte Eloises Schreie gehört und war mit der Absicht gekommen, endlich einmal Ernst zu machen. Eloise in seine zwei Männerhände zu nehmen und sie ein bißchen durchzuklopfen. Ihr Schuldkonto war zu arg voll. Aber er konnte nicht. Beim besten Willen konnte er nicht. Er sah das Kind, diese süßen, kleinen, hemdenbedeckten Glieder, angeflattert an die Mutter; er sah die Mutter mit den schützenden Händen, mit dem Blick zu ihm auf, wie den einer verfolgten Hindin, dunkel schwimmend von Vorwürfen: Mich willst du schlagen? mich? denn du weißt doch, daß du mich schlägst, wenn du sie schlägst? — Mich willst du schlagen — oh — welch ein erbärmlicher Rohling. —

„Verflucht“ dachte Mr. Higginson. Er dachte es nur, denn er wußte wohl, was er Damengegenwart schuldig war. Verflucht noch einmal, aber ich kann nicht. Da nehme ein anderer die Kraft her.

Und er ging aus dem Zimmer. Er wußte eigentlich nicht, wohin er gehen sollte um das, was in ihm kochte, austoben zu lassen. In die Garage? Den Wagen abwaschen oder einfüllen? Das täte gut. Irgend etwas zum Draufschlagen, zum Hinhauen, zum Dreinfahren! Aber auch das konnte er nicht — er verdiente ja jetzt einen Haufen Geld und war ein feiner Herr, der sich einen Chauffeur hielt. Für ihn gab es in der Garage nichts anderes zu tun als sich gesittet in den Wagen zu setzen.

Wie sollte man auch mit Frauen auskommen? Und Mädchen? Ein anderer wußte vielleicht wie, er nicht. Immer gab er wieder nach und ärgerte sich dann darüber bis zur Siedehitze. Man könnte sie doch nicht wie ein betrunkenen Karrenkutscher verhauen. Der Kleinen das Dessert wegnehmen, ging auch nicht an, denn man hatte Mühe genug, sie zum Essen zu bringen.

„He, Mi und Li!“

Mi und Li, die Finger im Mund, standen im Ankleidezimmer; noch nie war es vorgekommen, daß sie so still gehalten hatten, außer dann, wenn sie im Garten auf Mäuse paßten. Jetzt war es keine Maus, worauf sie gespannt und voll grausam-lüsterner Erwartung lauschten, sondern jene langgezogenen, herzerreißenden Schreie der kleinen Eloise, mit denen diese das Haus erfüllte, wenn ihr Vater die Hand gegen sie erhob oder sie einsperren wollte.

„Werden Sie es sagen? Eloise war heute wirklich zu ungezogen. Jetzt sagen Sie es, nicht wahr?“ flüsterten sie Ursula zu, eindringlich, beschwörend wie kleine Räuber, die einen der Ihren an den Galgen liefern.

Ursula schwieg, hob auf Stühlen und Boden herumliegende Kleider und Schuhe auf und ordnete sie in die Schubladen ein. Sagen — angeben — Ursula wußte längst, daß es keinen Sinn hatte. Für jede Ungezogenheit war sie allein verantwortlich. Schlag Mr. Higginson eines der Kinder, verzieh es ihr die Mutter tagelang nicht.

„He, Mi und Li!“

„Daddy!“

Eloise war vergessen, und die Zwillinge sprangen auf den Vater los, turnten sich hinauf an seinen zwei starken Armen. Sie lachten wie Apfel, die geschüttelt werden wollen. In ihren lila Georgettekleidchen, die in schön gebügelten Falten um die frisch gewaschenen hochbesetzten Beine standen, sahen sie aus wie zwei Waldglodenblumen, die an einem braunen Stengel baumeln —

„Daddy!“

Als ‚Daddy‘ sich mit ihnen in den Schaukelstuhl drunten auf der Veranda setzte, wo es kühl vom berieselten Rasen hinwehte, da stiegen sie ihm auf die Knie, drückten und küßten und pufften ihn. Er konnte es aushalten, wenn sie es aushielten —

„Daddy, fahren wir heute aus? ja? ja!“

Sie waren ganz aus seinem Holz; fest, stämmig, blond und voll intensiven sprudelnden Lebens. „Die Girls werden einmal lieben können“, hatte Mr. Mc. Gowen, der neulich auf Besuch da war, durch die Zähne pfeifend gesagt. Ein tolles Bedürfnis zu Herzen, zu küssen, treu und sorgsam zu bemuttern hatten diese knaben-wilden Mädels. Ihre lebensgroßen Puppen ließen sie in der Ecke liegen, aber auf lebendige Babys stürzten sie sich mit Heißhunger. Einen ganzen Nachmittag lang konnten diese Quecksilbern im Park neben einem Kinderwagen sitzen, jetzt ein wenig sanft rollen, dann ein wenig die Tücher lüpfen, dann nur bloß schauen, das kleine Gesichtchen anschauen. — Gezähmte Widerspenstige.

Oben benutzte Ursula die freie Minute, lief in ihr Badezimmer — sie hatte wie die Kinder ein eigenes — und wusch sich die Wunde aus, die ihr Eloises kleine Ferse am Schienbein geschlagen hatte. Dann ging sie hinunter zum Essen.

„Servieren, Tang Po,“ schrie Li an ‚Daddys‘ Arm.

„Aber Li, wirst du dich anständig benehmen!“

Vom Wohnzimmer herüber tönte ein haender Forttrott auf dem Lautsprecher — ‚Five o'clock-Tea-Musik‘ in Chicagos Palast der Fantasie.

Mr. Higginson war ein gut erzogener Mann und Gatte: er warf die Zigarette weg, bevor er das Haus betrat, ja sogar bevor er sich in das Automobil setzte. Aber er liebte es, die Flügelschläge der Bewegung und die tanzende Zusammengerasstheit der Laute um sich zu fühlen; er tauchte darein wie ein Schwimmer in die Flut, der nach des Tages angestrengter Arbeit ein tiefes Ein- und Ausatmen braucht. Mrs. Higginson dagegen vermochte die vornehmseinwollende Ruhe, die sie aufrecht zu erhalten bestrebt war, nur mit Leere zu füllen, aus der es ihm hoffnungslos entgegen-gähnte. Daher war Grammophon und Radio ihm willkommenere Erlösung.

„Warte noch ein wenig, Tang Po, bis Mrs. Higginson kommt. Schlag noch einmal den Gong, vielleicht hat sie es nicht gehört.“

Jeder wußte, daß Mrs. Higginson den Gong wohl gehört hatte. Jeder wußte, daß Mr. Higginson sehr hungrig war, denn er aß kein Lunch, um nicht zu stark zu werden. Und jeder wußte, daß Mrs. Higginson, die den ganzen Tag nichts zu tun hatte, beiläufig jeden zweiten Tag nicht fertig zum Diner war. Aber Mr. Higginson schuf heute einen Präzedenzfall und setzte sich ohne sie zu Tisch. Er hätte am liebsten sich selbst die Hand geschüttelt, daß er dies endlich einmal zuwege brachte.

Eine Minute darauf schwebte sie ins Zimmer, mit hochgezogenen, ein wenig nachgedunkelten Brauen. An ihrer Hand, in der ganzen strahlenden Goldtheit eines Engelschens und der sanften Gelassenheit eines Cherubs, schritt die kleine Eloise im gelben Seidentüllkleidchen mit der meerblauen Schleife. Sie warf auf die Anwesenden nur einen einzigen triumphierenden Blick, der sich verächtlich verdunkelte, als er Ursula traf; dann setzte sie sich still neben sie und begann widerstandslos ihre Suppe zu löffeln. Sie fand, daß es für heute genug war; daß sie vorläufig nicht nötig hätte, die Welt mit weiteren Verwirrungen zu behelligen.

Mrs. Higginson war schön in der Art, wie es alle Amerikanerinnen scheinen, die es nicht wirklich sind: Die Formel, die ihnen dazu verhilft und deren sie sich so wirkungsvoll wie keine andere Frau der zivilisierten Welt bedienen, sieht einfach aus. Sie heißt: Sich immer und überall, auch im Zwiegespräch mit sich selbst, wie eine schöne Frau benehmen und seine Schönheit wie einen Garten pflegen. Mrs. Higginson oder wie ihr Mann sie nannte: ‚Emerald‘, das heißt Smaragd, hatte in einem glatten, von keiner Leidenschaft und keinem Gedanken angehauchten Gesicht einen kleinen unzufriedenen Mund mit zwei Winkeln, die sich gefährlich nach abwärts zu senken begannen. Sie lachte zu wenig; einmal, weil sie in einem New Yorker Magazine gelesen hatte, daß vieles Lachen nicht fein sei, und dann weil sie nicht viel Grund zum Lachen fand. Sie dachte neuerdings zu viel darüber nach, daß sie zwei Jahre älter war als ihr



Vor dem Kampf (Rotwild). Gemälde von Karl Wagner.
(Aus Ed. Schultes Kunstausstellung in Berlin.)

Mann, und außerdem langweilte sie sich zu Tode, ohne daß sie es gewagt hätte, dem Wort ‚Langeweile‘ offen und ehrlich ins Gesicht zu sehen. Auch war es ihr ehrlicher Glaube, daß Langeweile und absolutes Nichtstun mit zur Ausstattung der Wohlhabenden gehörte.

Wenn Sonntag mittag Geschäftsfreunde eingeladen waren, präsierte sie dem Mahl in düftigstem Weiß mit einer schweisamen und gleichsam vorwurfsvollen Würde, die auf alle abfärbte. Wenn Verwandte da waren, wurde es lebhafter. Ursula, die mit den Kindern nach der demokratischen Sitte des Mittelwestens immer bei Tische saß, konnte nicht anders als hören, was gesprochen wurde. Alles bezog sich lediglich darauf, was andere waren, hatten, taten, schienen; mit wem sie sich verheirateten, ob und warum sie sich scheiden ließen. Dabei wurde die Geographie der Welt aufgerollt, als wäre sie mit einer Serviette zu bedecken.

„Sind die Crockers schon aus Schanghai zurück?“

„George kam aus Buenos-Aires vorige Woche.“

„Oh, schon? und Magde?“

„Die ist jetzt in Frankreich —“

Nichts als Namen; sie bekamen im Gespräch weder Farbe noch Form, waren platt, ohne Perspektive, ohne Beziehung zum Sprecher. Denn noch hat der Handel für Amerika nicht das getan, was er für England bewirkte; noch hat er den Amerikaner nicht zum Weltmann gemacht.

Einmal nur horchte Ursula auf. Es hieß: „Ken Mac Donald baut jetzt das Berst-House in Detroit.“ — Was das ‚Borst-House‘ war, wußte Ursula nicht, aber sie sah Mister Mag Donald vor sich, den Mann, dem sie Tomatensalat gereicht, ohne daß er sie bemerkte. So etwas vergißt sich nicht so schnell . . .

Frank Higginson hatte Beziehungen zur weiten Welt; er lieferte die nach seinem Patent gebauten Maschinen nach China und Südamerika; er war selbst schon öfter dort gewesen. Er wuchs sichtlich immer besser in diese weite Welt hinein. Die Räume in seinem offenen und glatten Gesicht füllten sich nun in seinem fünfunddreißigsten Jahr mit gewissen Schatten und Vertiefungen, und die hellen Augen wußten mehr, als der Mund sprach. Sein Vater war Pastor in einem kleinen Ort gewesen, und niemand wußte, wie er seine zehn Kinder bei hundert Dollar monatlichen Bezügen hatte ernähren können. Der junge Frank hungerte und arbeitete sich durch das College — außer Schuhpußer und Barbier,

diesen verachteten und nur den Eingewanderten überlassenen Berufen — war er alles gewesen, was man sein kann.

Auf einem Spaziergang hatten Mi und Li mit großen und gewichtigen Schritten, als gälte es eine welthistorische Entdeckung, Ursula das Haus gezeigt, in dem sie geboren waren; ein wetterzerschundenes Häuschen, aus Holz, wie alle hier, weit draußen, wo langsam das Negerviertel beginnt. Dann waren sie zum nächsten gestapft, das ‚Daddy‘ gekauft, als sie vier Jahre alt gewesen, ein schmutztes, braunes Holzhaus mit einem Autounterstand rückwärts. In der jetzigen Villa freilich war die Garage mit der Chauffeurwohnung allein schöner und größer als jenes Haus.

Heute beim Diner gestattete sich Emerald den Versuch eines Lächelns, das in einem kleinen Wehmuts tropfen schwamm. Dahinter aber lag ein ganzer See voll geweinter und ungeweinter Tränen. Mr. Higginson hatte ihr eben verkündet, daß sie in den Eichenpark-County-Club aufgenommen worden waren. Wirklich freudig überrascht konnte sie nicht mehr sein, denn es wäre ja eigentlich nicht möglich gewesen, ihnen die schwarze Kugel zu geben, nachdem ihnen erlaubt war, sich hier anzulaufen. Aber ohne Schwierigkeiten war es ganz und gar nicht abgegangen. Ja, es war fast schwerer gewesen, als das Geld für das Haus und den ganzen warmgefügten Wohlstand zu verdienen. Und Mrs. Higginson hatte den Kopf geschüttelt: War denn Geld doch nicht der Schlüssel für alle Türen?

Schrlf — schrlf — ging Tang Po. Beim Servieren vertauschte er seinen dunkelblauen Rock mit einem weißen, gestärkten; fast lautlos trug er jeden Teller einzeln in die Küche, sein unergründliches Asiatengesicht helotenhaft zu Boden geneigt. Man hatte beide Flügel der Tür geöffnet und vom Garten herein strömte köstlicher Grasduft.

Da erfuhren Ursula und die Kinder, daß sie nächste Woche an den großen Fischsee nach Kanada reisen sollten. — Mi und Li stießen ein Indianergeheul aus; Ursula lähmte freudiger Schreck die Zunge, verwirrt ließ sie eine schöne weiße Hühnerbrust unzerlegt auf dem Teller liegen.

Nach dem Diner kam Mi auf einem Fuß zu Ursula herangehüpft. „Daddy fragt, ob Sie mitfahren wollen.“ Ursula besprach gerade mit der schwarzen, gutmütig-rundlichen Köchin das Frühstück für die Kleinen.

„Aber ich rate Ihnen,“ zischte Mi leise, „fahren Sie nicht mit. Daddy will mit uns allein sein.“ —

Dann war sie wieder davon. Aus dem Garten tönte mit Lis vereint ihre feste Stimme.

Sie tollten. „In den gefäلتeten Kleidern,“ dachte Ursula, und sah das Plättchen vor sich und die tausend Falbeln.

Endlich hatte der Schlaf die Springlebendigkeit der Kinder zur Ruhe geglättet; Ursula saß in ihrem Zimmer, allein mit sich selbst. Sie hatte einen Brief bekommen, einen Brief von Bertrand, von ihrer Mutter geschlossen nachgeschickt. Erst wollte sie ihn trotzig zurücksenden; dann aber stieg heiß aufquellende Freude über die geliebten Schriftzüge in ihr hoch.

Bertrand rief nach ihr, schrie nach ihr. Streifen Papiere fielen aus dem Umschlag wie sehnsuchtsblasse Hände. Sie las: „Meine Liebe ist wie ein Bach, der immer mit Dir spricht, der immer mit sich still das Wunder Deiner Anmut trägt, der leise murmelnd in den Fluß der Ewigkeit mit Deinem Namen münden will —“ Wunden fingen wieder an zu bluten: Bitterkeit höhnte in ihr: Ja, weil ich in Amerika bin. Nun bin ich ihm eine andere, eine Kostbarere.

Sie flog über die Seiten des Briefes: „— Du kennst den Mann nicht — ein Mann liebt nicht wie ein Mädchen, aber deswegen nicht weniger aufrichtig — ich weiß erst jetzt, wie ich Dich liebe — ich bin ein anderer geworden.“ Die Worte tanzten vor ihren Augen. „Für Dich tat ich es, damit Du frei sein solltest, damit Du Gelegenheit

zur Freiheit haben solltest. Verstehst Du es denn nicht? Aber ich habe mich überschätzt, ich kann das Opfer nicht tragen, kann Dich nicht entbehren.“

Ursula flüsterte: „Ich komme ja zurück, Bertrand, komme zu dir zurück. Ach, Bertrand, das Geldverdienen geht nicht so schnell. Nicht so leicht, wie ihr denkt da drüben —“

Und sie erzählte ihm alles, als säße er ihr gegenüber; schüttete ihm ihr schweres Herz aus, fühlte seine Hand auf ihrer Wange, in ihrem Haar. Sie hatte sich vorgenommen, nicht an ihn zu denken? — Ach, das war ja Unsinn — es war alles so viel leichter, wenn man an ihn denken konnte. An ihn: Bertrand-Bertie! Alles soviel schöner.

Ein Luftzug nahm ihr das Blatt vom Knie. Sie drehte sich um, da glückte es auf, legte den Finger beschwörend auf den Mund; zwei große lachende, spitzbübisch blizende Augen und darunter ein langes weißes Hemdchen.

„Aber Li, was ist denn das wieder?“

Doch Li war nicht allein; hinter ihr schob sich die Tür weiter auf. Da stand Mi ebenso heillos erfreut über den Unfug, und an Mis Hemdchen hängend, ganz verschlafen, ganz verdöst, Cloise.

Ursula mußte mit ihnen gehen, auch schlafen gehen. Billiger gaben sie's nicht.

Sie lag mit den Kindern auf der Schlafveranda, die rückwärts in den Garten hinaus sah, die ohne Wand, nur



Ein gelehrter Raucher das Land Virginien auf dem Globus suchend. Gemälde von Erich M. Simon.

mit den dünnen Mückengittern und einem Dach umschalt, wie ein großer Käfig in den Raum hineinhang. Man war dort auf die Art vor jeder Unbill geschützt und doch ganz der Würze der Luft hingegeben. Unten im Garten stand ein großes Beet voll Phlox und gelben Lilien. Sie warfen ihren tollten Duft herauf über die vier weißen Betten. Mi, im Bett neben Ursula, ergriff deren Hand, zog sie an sich und schmiegte sich in den Schlaf: „Oh, lassen Sie mir Ihre Hand, Miß Rotenegg, bitte, bitte; aber sagen Sie es nicht Li, sonst will sie auch.“ Weich war die Kinderhand und warm. Und Ursula dachte: „Welch ein Wunder, solch ein Kind —“ und gleich darauf: „Wozu bin ich schön, wozu —?“

Bertrands Augen standen vor ihr. Aber neben ihm

tauchte ein anderes Paar Augen auf, ein anderes Gesicht. Sonnverbrannte Wangen, ebenso schmal wie die Bertrands, aber robuster, lebensbejahender; und ein Mund mit einem kleinen Lächeln —

Ach ja, sie erinnerte sich: das war der junge Mann, der einmal berühmt sein wird, Kenneth MacDonald, der Architekt. Wie kam es, daß er ihr jetzt einsiel, sich in ihr Denken schob? Heute, an diesem traurigen, sentimentalischen Abend?

Phlox und gelbe Lilien dufteten weiter. Ein großer, schwermütig-dunkler Nachtfalter wiegte sich über ihnen, senkte sich dann nieder, breitete seine Flügel über die erschauernde Blüte und stieß seinen feinen Rüssel tief in ihren süßen Kelch.

(Fortsetzung des Romans folgt.)

Lohengrins Heimat. Von Dr. Paul Weiglin.

„Nie sollst du mich befragen,“ warnt der Schwanritter die Herzogin von Brabant. Aber sie tut dennoch die verhängnisvolle Frage, und seitdem Joseph Görres im Jahre 1813 das mittelhochdeutsche Lohengrin-Epos zum erstenmal veröffentlichte, in einem schlechten Abdruck, mit einer geistreichen, aber wirren Einleitung, hat man an der wunderbaren Geschichte immer wieder gerätselt, und die künstlerisch endgültige Gestalt, die der Stoff in Wagners Dichtung gewann, hat die Forschung nur zu neuen Bemühungen angeregt.

Die Romantik auch der Brüder Grimm glaubte die Urzelle der Lohengrin-Sage im Mythos zu finden. Man stieß in nordischer Überlieferung auf ein geheimnisvolles Kind, das in einem Rachen schlafend ans Land getragen wurde. Aus diesem Kind ward ein großer Held, der Ahnherr mächtiger Könige, der wieder entschwand, woher er gekommen war. Görres wählte sogar, in dem altfranzösischen Namen des Schwanritters Helias einen Hinweis auf Moses zu entdecken. Mit schärferer Kritik als die romantische hat die moderne Wissenschaft den mythischen Kern der Sage herauszuschälen sich bemüht. Vielleicht ist der Schwanritter ein Gott der Fruchtbarkeit. Der Schwan wird als der Lenzbote angesehen. Der gewappnete Held ist der alte germanische Kriegsgott, der über die Wolken, die Schwäne des Himmels, gebietet. Wahrscheinlich ist Lohengrin einmal ein Meeresdämon gewesen, der sich in einen Schwan verwandeln konnte und, um Weibselie zu gewinnen, an Land ging. Solche Dämonen müssen ihr Geheimnis wahren. Sobald sie über ihr Wesen Auskunft geben, sind sie gezwungen, in ihr Element zurückzukehren.

Der mittelalterliche Sänger will keinen Mythos, sondern Geschichte erzählen, und so finden wir die Sage vom Schwanritter in der mittelalterlichen Dichtung durchweg mit historischen Persönlichkeiten und Ereignissen verknüpft. Bereits im 12. Jahrhundert wird uns berichtet, wenn auch mit kritischem Zweifel, daß einer der berühmtesten Helden der Zeit, Gottfried von Bouillon, aus dem Hause des Schwanritters entsprossen sei. Die Dichtung teilte diesen Zweifel des Erzbischofs Wilhelm von Tyrus, des Geschichtsschreibers der Kreuzzüge, nicht. Sie erzählt, in französischer Sprache, von dem Ritter Helias und seiner Jugend, die ganz ähnlich wie in dem Märchen von den sieben Raben verläuft, nur daß die Raben Schwäne sind. Er rettet in Nimwegen, wo Kaiser Otto Hof hält, die Herzogin Clarissa von Bouillon vor den Verleumdungen des Grafen Franquebourg, der sie des Ehebruchs bezichtigt und ihr Land an sich bringen will, heiratet die Herzogin; muß aber nach sieben Jahren auf seinem Schwanenschifflein wieder von dannen ziehen, weil die verbotene Frage gestellt wird. Sein Geschlecht jedoch blüht, und sein Enkel ist Gottfried von Bouillon.

In anderen Fassungen wird dieselbe Geschichte ähnlich erzählt, französisch und deutsch. Das geschichtliche Beiwerk wechselt. Mit der ganzen Leichterherzigkeit des Mittelalters werden an Stelle des Kaisers nicht bloß Karl Martell, Pippin, Karl der Große, Heinrich, Otto, sondern auch Cäsar, Nero, Justinian genannt. In einem dänischen Volksbuch heiratet der Schwanritter Gerard Karls des Großen Schwester Elisa. Auch das reizende kleine Epos Konrads von Würzburg läßt die Geschichte unter Kaiser Karl spielen. Hier bedrängt ein sächsischer Großer die Herzogin von Brabant und will ihr das Erbe ihres Bruders Gottfried nehmen. Ein Gottesgericht auf dem Reichstag zu Neumagen soll entscheiden. Keiner magt, den mächtigen Kämpfer zu bestehen. Da tritt der Schwanritter auf. Der Sachsenfürst redet verächtlich und ängstlich von dem wilden Schwan und dunkler

Zauberei, aber er tritt zum Kampf an und fällt. Die verbotene Frage zerstört dann das Glück der Herzogin von Brabant. Ihre und des Schwanritters Kinder werden die Ahnherrn der Grafen von Geldern, von Cleve und von Rieneck. Hier erkennen wir recht deutlich, wie Dichtung Sage schafft. Während die niederheinischen Geschlechter in einem glaublichen Verhältnis mit der alten See- und Flusssage stehen, ist das bei den fränkischen Grafen von Rieneck nicht der Fall. Aber Konrad von Würzburg kannte sie, wußte, daß sie einen Schwan im Wappen führten und verband sie in einer poetischen Huldigung mit dem Helden seines Gedichts.

Die Sage hat sich in der ältesten uns bekannten französischen Fassung über das ganze Abendland verbreitet. Wir finden sie außer in den heimatischen Niederlanden im übrigen Deutschland, in England und Skandinavien, aber auch in Spanien und in Italien. Während man den mittelalterlichen Versuchen, sie in das helle Licht der Geschichte zu rücken, keinen übertriebenen Wahrheitswert beilegen darf, hat die Verbindung, in die sie mit Gottfried von Bouillon getreten ist, vor Jahren stark an Wahrscheinlichkeit gewonnen. Man hat einen normannischen Baron Roger von Tornai, aus einem im 14. Jahrhundert erloschenen Geschlecht entdeckt, der 1080 gegen die Mauren in Spanien gekämpft hat. Er trug auf Helm, Schild und Gewand einen Schwan, focht im Dienst der Gräfin Ermensinde von Barcelona und wurde mit der Hand ihrer Tochter belohnt. An diesen Ritter — so nimmt man an — schloß sich die Sage vom Seedämon. Er wurde zum Schwanritter, wie die Burgunder zu Nibelungen wurden. — So mühten sich Mythos und Geschichte, das Schicksal des Schwanenritters in bestimmter Formung zu überliefern. Aber immer wieder rankte es sich um neue Gestalten und Ereignisse. Es bedurfte eines großen Dichters, um die widersprechenden Überlieferungen zu einen. Dieser Dichter war Wolfram von Eschenbach. Er hat den genialen Gedanken, die Schwanrittersage mit dem Gral zu verbinden. Er gibt dem Ritter, in halbdunkler Erinnerung an einen karolingischen Helden Garain de Lorrain, den Namen Lohengrin. Die Frage, deren tieferen mythischen Sinn man vergessen hatte, gewinnt jetzt, wo es sich um das Geheimnis des Grals handelt, neue Bedeutung. Auf der Wolframschen Dichtung — es sind noch nicht hundert Zeilen — baut der dem Namen nach unbekannte bayrische Dichter des „Lohengrin“ sein ungefügiges Epos als einen Anhang zum Sängerkrieg auf Wartburg auf. Er nimmt eine wichtige Änderung vor. Während bei Wolfram Elsa wie einst Penelope von zahlreichen Freiern bedrängt wird und auf den einen Gottgesandten harret, hat sie im „Lohengrin“ angeblich dem Herrn Friedrich von Telramund die Ehe versprochen und wird von diesem verfolgt, weil sie ihn als unebenbürtig abweist. Um den Stoff zu schwellen und seinem Herzog, einem späten Nachkommen der alten Sachsenkaiser, zu huldigen, hat der bayrische Poet unendliche Kriegszüge Kaiser Heinrichs gegen Ungarn und Sarazenen geschildert.

Wagner hat jeden noch so unscheinbaren Edelstein der Überlieferung gerettet. Selbst die verworrene zweite Ausfahrt Lohengrins, die Albrecht von Scharffenberg in seinem „Titurne“ erzählt, hat er genützt. Da kommt Lohengrin nach Luzaborie (Luxemburg) und heiratet, wieder mit Frageverbot, die schöne Belage. Die Eifersüchtigkeiten Ortruds bei Elsa und Telramunds heimtückischem Überfall stammen von hier. Als besonders wunderbar sei erwähnt, daß diese Dichtung den Namen Lothringen von Lohengrins Fahrt zu Belage abhängen läßt.

Der tiefere Sinn, den Wagner im Lohengrin entdeckte und von neuem schuf, wird manchem, der die Oper kennt und liebt, nicht mehr gegenwärtig sein. Als er im Jahre 1841 vom „Tannhäuser“ auf den „Lohengrin“ geführt wurde und das Gedicht in der Görres'schen Ausgabe las, war er zunächst gar nicht begeistert, und das ist kein Wunder. Aber in der Erinnerung wuchs die Gestalt und wurde ihm zu einer Verkörperung der Tragik des modernen Künstlers. — In jüngerer Zeit hat man die Sage abermals untersucht, und zwar nach der Anweisung der Freud'schen Psychoanalyse. Hier nach ist die Sage das Ergebnis ödipusähnlicher Phantasien. Der männliche Gegenspieler des Helden Graf Telramund ist die Personifikation des Vaters, auf den sich die Eifersucht des Knaben wirft, den er besiegt, um die geliebte Mutter

heiraten zu können. Der Held kommt aus dem geheimnisvollen Reich der Mütter und kehrt ins Totenland zurück, nachdem er, wie Odisseus, den Vater erschlagen und die Mutter geehlicht hat. So geistreich diese Betrachtungsweise sein mag, uns will scheinen, als wenn die Heimat Lohengrins uns Heutigen näherliege. Gewiß, sein Vater Parzival herrscht auf Monsalvat, dem „behaltenen Berg“, fern in Indien, 60 Rasten hinter der Welt, unnahbar unseren Schritten. Aber wenn die Glocke der Not erklingt oder ein frommes Gebet zum Himmel steigt, dann erscheint auf dem Edelstein des Grals die Schrift mit dem Namen des rettenden Ritters. Jedes Volk hofft in Not auf einen Befreier, der wie durch ein Wunder erscheint. Und jedes Volk steht in Gefahr, ihn zu verschrecken, weil es ihm an Vertrauen fehlt.

Rettung aus Seenot. Von Willy Norbert.

Mit 6 Abbildungen nach Aufnahmen von Carl Fernstädt.



Die großen Kortwesten werden angelegt.

Wasserkante den hingebenden Opfermut dieser Männer zu würdigen weiß. — Das eigene Leben einzusetzen zur Rettung des Nächsten, des Unbekannten, des mit dem Tode ringenden Schiffbrüchigen — das ist wohl eine der edelsten Taten, die der Mensch auf Erden verrichten kann! Leben für Leben — höchster Einsatz zu höchstem Gewinn. Ein Spiel mit dem Tode, dessen nur ein wahrhaft ritterlicher und edelmütiger Mensch fähig ist. Hier laßt kein „Rekord“, kein sportlicher Ehrgeiz, hier winkt nicht Gewinn. Wohl findet auch die Rettungstat aus den tödlichen Umschlungen der Wogen ihren Dank, ihren Lohn, aber kein Bild, kaum eine

Als bei der Einweihungsfeier des gewaltigen „Sindenburgdammes“ zwischen der Insel Sylt und der schleswighischen Küste der Festzug an dem Reichspräsidenten huldigend vorüberzog, schritt auch in ihm die Gruppe der nordfriessischen Rettungsmannschaft in voller Ausrüstung. Über das ernste Greisengesicht ging es da wie ein Leuchten. Grühend neigte er das entblößte Haupt hinab zu den wuchtigen Gestalten. Stumm zogen jene alten Seeleute vorbei, ihr fester Schritt hallte eindringlich in die Stille. Da aber brach in der vieltausendköpfigen Menge der Zuschauer ein Beifall aus, der zeigte, wie sehr man an unserer

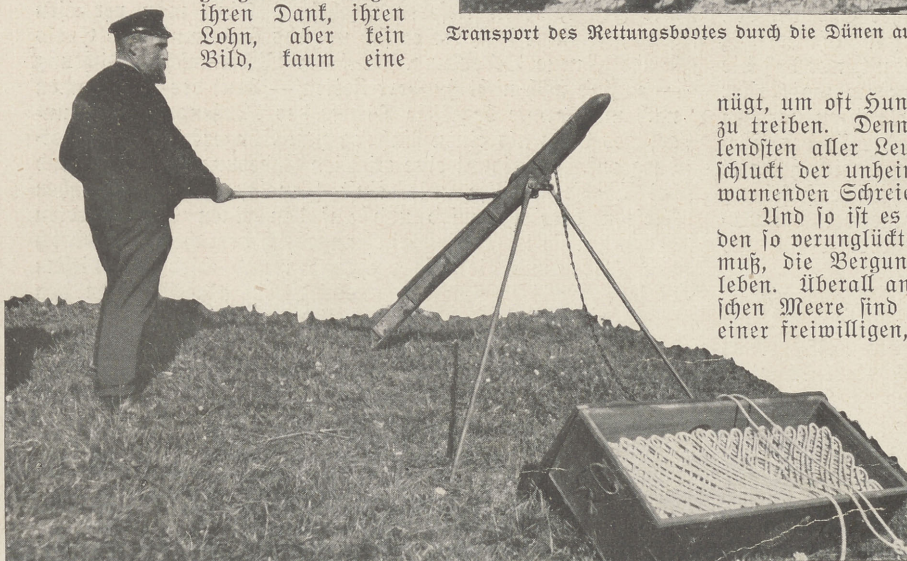
Notiz in den Blättern meldet je die schlichte Heldentat. Und das ist gut so! Denn nichts ist beglückender als still im Herzen das eigene Bewußtsein des Guten zu tragen. Auf Helgoland kenne ich einen Lotsen, der sechsendvierzig Menschen aus Seenot rettete. Er steht noch im besten Mannesalter; seinen Namen will auch ich verschweigen. . .

Wie hoch alljährlich an den Küsten der Meere aller Länder solche stillen Heldentaten sind, davon sprechen die Statistiken der Rettungsgesellschaften die trockene und doch so berebete Sprache der Zahlen. Denn trotz der gewaltigen Fortschritte, die durch die moderne Seefahrt für die Sicherheit der seefahrenden Schiffe erzielt wurden, kommen heute kaum weniger Strandungen und Schiffbrüche vor als in früheren Zeiten.

Die Natur läßt sich nicht endgültig knechten. Sturmfluten, Landsenkungen, Seebeben — nie wird der Mensch ihrer Herr werden. Ja, eine einzige Nacht des Nebels — jenes zähesten und tödlichsten Feindes der Seefahrt — ge-



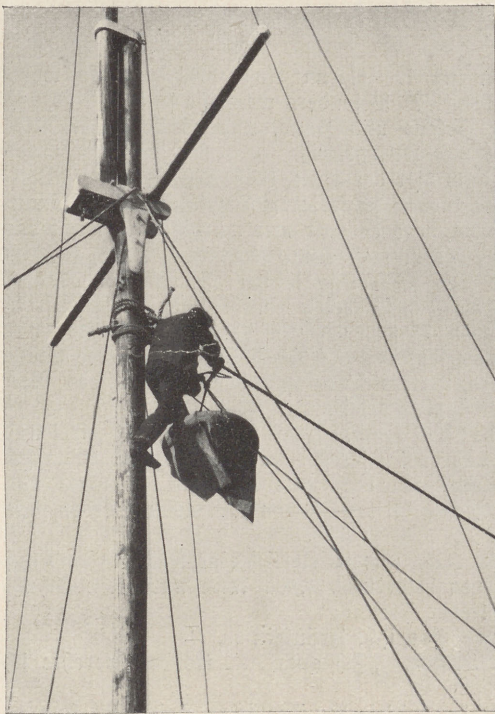
Transport des Rettungsbootes durch die Dünen auf einem von sechs Pferden gezogenen Bootswagen.



Der Raketenapparat. Falls das Wrack bei zu hohem Seegang mit dem Boot nicht zu erreichen ist, wird vom Land aus eine Rakete mit einer dünnen Leine nach dem Wrack abgeschossen. Mittels dieser Leine wird dann das eigentliche Rettungsseil hinübergezogen und am Schiffsmast befestigt. An diesem Seil befindet sich die Rettungshose, die die Schiffbrüchigen zum Lande befördert.

nügt, um oft Hunderte von Schiffen auf Untiefen und Riffe zu treiben. Denn in solcher Nacht versagen selbst die strahlendsten aller Leuchtfeuer. Ihre rettenden Lichtsterne verschluckt der unheimliche Rachen des Nebels ebenso wie die warnenden Schreie der Dampfsirenen.

Und so ist es oft die Rettungsmannschaft der Küste, die den so verunglückten Schiffen in Seenot die Rettung bringen muß, die Vergung ihrer kostbarsten Güter, der Menschenleben. Überall an den Küsten und auf den Inseln der deutschen Meere sind heute „Rettungsstationen“, bestehend aus einer freiwilligen, ausgewählten Mannschaft besonders kräftiger und seetüchtiger „Wasserratten“, einem oder mehreren kleinen Fahrzeugen und den zur Rettung nötigen Einrichtungen, wie Fangleinen, Rettungsbojen, Leinenraketen, Ringen und Leuchtapparat. Die Rettungsboote sind trotz ihrer Kleinheit besonders seetüchtig und trohen schwersten Wettern. An erster Stelle steht hier trotz aller technischen Fortschritte das Ruderboot, da es unabhängig von Segel und Motor macht. Bei schweren Stürmen wird ja oft das Segel hinfällig, der Motor durch Sturzseen gestört. Trotzdem spielt das moderne Motor-Segelboot der



Rettungsmannschaften — etwa 12 bis 15 Meter „über alles“ lang und bis zu 3,50 Meter breit — doch die größte Rolle, wo es sich, wie meist bei Strandungen in der nördlichen und östlichen Nordsee, um große Entfernungen handelt, die zwischen dem auf der Sandbank gekenterten Schiff und der rettenden Küste liegen. Hier würde es zu langer Zeit bedürfen, um zu den Schiffbrüchigen zu gelangen, wenn man sich nur der Ruder zu bedienen hätte. Deshalb sind die deutschen Rettungsboote jener Küsten heute alle mit Segel und Motor ausgerüstet worden.

Es ist eine ganze, stattliche Flotte, die allein dem Zwecke der Rettung aus Seenot dient, die Deutschland meist durch freiwillige Spenden zwischen Vorkum, der äußersten deutschen Wasserfront im Westen, und Nimmersatt im letzten deutschen Osten, geschaffen hat. Eine Flotte der Tat, der Opferwilligkeit, deren Mannschaft bis auf unsere Tage weit über 5000 Menschen aus Seenot errettete, davon nur ein Sechstel durch Raketenleinen geborgen wurden, während die anderen Schiffbrüchigen unmittelbar durch Übernahme in die Rettungsboote vor dem Tode in den Fluten bewahrt wurden. Aber auch so mancher der mutigen Retter mußte dabei sein Leben lassen!

Die erste Veranlassung zur Gründung einer „Gesellschaft zur Rettung Schiffbrüchiger“ gab der Untergang des Schiffes „Adventure“ 1789 an der Lynemündung, das damals mit Mann und Maus unterging, da noch keinerlei Einrichtungen zur Rettung bestanden. Doch jener Anfang blieb bei der großen Anzahl der Unfälle zur See noch ziemlich wirkungslos, bis 1824 die erste Gesellschaft, eine englische, stark vergrößert wurde. Frankreich gründete die seine 1865. Im gleichen Jahre wurde im jungen, damals noch wenig seefahrenden Deutschland die „Deutsche Gesellschaft zur Rettung Schiffbrüchiger“ gegründet, die nach zwanzig Jahren ihres Bestehens bereits ein halbes Hunderttausend Mitglieder hatte, deren Zahl heute längst auf mehrere Hunderttausende gestiegen ist. Die Gesellschaft geht von dem Grundsatz aus, besondere und außerordentliche Anstrengungen auch durch besondere Prämien zu belohnen. So wird von ihr für jedes, aus wirklicher Seegefahr gerettete Menschenleben dem Retter



Das Rettungsboot gleitet vom Wagen in See. — Darüber: Ein Schiffbrüchiger steigt in die Rettungsboje, die ihn zum Lande befördert. — Rechts daneben: Der Schiffbrüchige in der Rettungsboje gleitet an dem hergestellten Verbindungsseil zum Strande.

eine Prämie gezahlt, auch dann, wenn die Rettung durch die Apparate der Gesellschaft geschehen. Auch erhält jeder, der dem Obmann einer der zahlreichen Rettungsstationen die erste Kunde von einem in Seenot befindlichen Schiffe bringt, eine Belohnung durch die Gesellschaft. Alle Mittel werden durch Mitglieder aufgebracht, unter denen jeder Deutsche willkommen ist. Es ist ein ganz geringer Beitrag, der alljährlich zu zahlen ist, um auch dem wenig Bemittelten Gelegenheit zu geben, mitzuhelfen an einem so edlen, menschlichen Werk. Besondere Mittel stehen der Gesellschaft noch durch die hochherzige „Laeisz-Stiftung“ zur Verfügung. Selbst in den kleinsten Städten Deutschlands ist wohl das Wirken der Gesellschaft bekannt geworden durch die kleinen Sammelbüchsen in Schiffsform, die zusammen mit anschaulichen Bildern und eindringlichen Worten auf die Leiden der „Brüder in Seenot“ hinweisen.

Schauplätze jener sich oft in dunklen und stürmischen Nächten abspielenden Schiffs- tragödien sind die den großen Schiffahrtswegen nächsten Küsten und Inseln. Hier steht für uns Deutsche an erster Stelle Helgoland, das rote Felsenland.



„Rack!“ machte die Stanze alle fünf Sekunden, „Rack! ... Rack! ...“ Von morgens bis abends seit den drei Jahren, während der der ehemalige Student und jetzige Krieger invalide Hans Ulrich daran stand, und wohl schon lange vorher. Und jedesmal stieß sie aus einem glänzenden Messingband vier feingezahnte Uhrädchen ...

Wie man vom Hörsaal in die Fabrik kommen, aus sorgloser Wohlhabenheit in drückende Armut hinabsinken kann, weiß jeder in diesen Tagen, und wenn es ein Trost sein kann, im Unglück noch andere um sich zu sehen, denen es ähnlich geht, so hatte der junge Arbeiter sich seiner zu erfreuen. Denn, saß da nicht, gerade ihm gegenüber, drüben hinter dem Glasverschlag, den blonden Scheitel über eine winzige Drehbank gebeugt, ein junges Mädchen mit stillem Gesicht und großen, sonnigen Blauaugen, das nach Kleidung und Gebaren auch nicht diesem Kreis der ewig Unzufriedenen und Murrenden zu entstammen schien?

Hans Ulrich schaute nur selten hinüber, aber so oft er es tat, lief es wie eine Verwunderung über seine verhärmtten Züge. „Wie kann man denn nur in aller Welt,“ so sagte er sich immer wieder, „in dieser Umgebung so gleichmäßig zufrieden, ja vergnügt sein?“ Und ehe er es wusste, war das Staunen zur Bewunderung geworden; eine stille Heldin schien sie ihm, an der alles spurlos abglitt, was da überall von „geisttötender Arbeit“, „Mechanisierung des Menschen“, „Verlust des Persönlichkeitsgefühls“ usw. gefaselt wurde.

Einmal waren sich ihre Blicke begegnet. Da hatte sich Helene freundlich abgewandt, Hans Ulrich aber war die brennende Röte ins Gesicht geschossen, nicht anders, als hätte man ihn bei etwas Unrechtem ertappt. Dann hatte man es beiderseitig vermieden, hin- oder herzuschauen.

Und nun war es Frühling und — Sonntag, und auf den Höhen um die große Stadt grünte und blühte es. Wonnig ist das für alle, aber wer die ganze Woche in Staub, Lärm und bei notgedrungener stumpfer Arbeit verbringen muß, empfindet es als doppelte Freude.

Den „Fauft“ in der Tasche war Hans Ulrich schon in aller Frühe in die Wälder hinaufgestiegen. Eine alte Eiche wußte er, auf weisshauender Höhe, dort wollte er sich jetzt jeden Sonntag ins Gras strecken, lesen, träumen und das zermürbende Einerlei des Alltags zu vergessen suchen. Er litt doppelt schwer darunter seit dem Tod seiner Mutter, die immer noch ein gebildetes und wohl auch tröstliches Wort für ihn gehabt hatte. Jetzt war er einsam geworden. Und wohl auch verhittet. Alles war so grau um ihn: Vergangenheit, Gegenwart und vollends die Zukunft. Nur aus fernen Kindheitstagen schimmerte es noch manchmal freundlich herüber in sein Erinnern. „Rack!“ würde seine Stanze machen ... durch Monate und Jahre ... bis ein anderer ...

Ja, einer hätte ihm helfen können ... seiner Mutter und ihm ... der Onkel Johann in Amerika ... einst das „Schwarze Schaf“ in der Familie und jetzt — auf welche Weise wußte freilich niemand — ein reicher Mann! ... Aber der hatte selbst in den tiefsten Nöten der Entwertungszeit kein Herz für die Mutter gehabt ... was ging ihn der Nefse an? ... Nein, lieber in der Fabrik elend zugrunde gehen, als noch einmal so einen entwürdigenden Bettelbrief schreiben! ...

Die Schönheit des Maitages verschuchte Hans Ulrichs trübe Gedanken. Dankbar atmete er die reine, warme Luft, durch die der Duft ferner Gärten wehte. Allein sein wollte er jetzt ... ganz allein in dieser herzkärkenden Stille, lesen, und mit ganzer Seele genießen, daß er auf wenige kurze Stunden nicht im Frondienst der Fabrik stand! Er schritt durch das wogende Heidegras, aus dem das Rost des Seidelbaums prahlte. Dort drüben schon breitete die Eiche gastlich ihre Äste ...

Plötzlich hemmte er den Schritt. Was war das? Waren auch hier schon Menschen? Eine weiße Damenbluse leuchtete im Sonnenschein ... blondes, seltsam wohlbekanntes Blondhaar schimmerte ... Schon wollte sich Hans Ulrich unwillig in den Wald zurückwenden, aber nun zog es ihn doch, halb aus innerem Zwang, halb aus Neugier, unter das Laubdach der Eiche. Man mußte doch schließlich wissen, was das für ein Menschenkind war, das auch schon so früh im Walde weilte. Ein leiser Schrei, das Mädchen ließ vor Schreck das Buch fallen, in dem es gelesen, und wandte ihm das Gesicht zu. Es war — Helene!

Was sagen sich in solchem Augenblick zwei so wohlbekannte Unbekannte? Besonders wenn sie so jung sind und so einsam wie Helene und Hans, und es ist Mai? Ungeschiedes wohl und Alltägliches. —

So mußte auch hier der arme, trübe Alltag in der Werkstätte als Brücke dienen zu freierem Austausch der Meinungen und Gedanken, und es war merkwürdig, wie leicht das ging. Bald lag der mürrische, menschenfeue Hans auch im Grase und las aus seinem geliebten „Fauft“ vor oder er horchte zu dem blonden Mädchen hinüber, das da frisch-fröhlich erzählte: vom Vater, der ein geachteter Musiker und Kapellmeister gewesen, von der Mutter, deren einzige Stütze sie war seit des Vaters Tod, und dem Verlust des Vermögens und von tausenderlei anderem.

Und siehe da: Auf einmal sprach auch der Hans, frei und hemmungslos, daß er sich selbst darüber wunderte. Von sich und seinen Eltern, von dem unterbrochenen Studium und dann, lange und mit Bitternis, von dem armen Leben, das er jetzt führe ...

Da legte sich leicht und mütterlich eine Mädchenhand auf den Unterarm des Arbeiters. „Da kann nur mein Schutzpatron helfen, lieber Freund!“

„Ich bin protestantisch, Fräulein ...“

Ein helles Lachen. „Ich auch ... trotzdem verehere ich ihn ...“

„Wie heißt denn diese wundertätige Heilige?“ kam es etwas brummig zurück.

„Es ist der heilige Rhythmus!“

„Von dem hab' ich noch nie gehört,“ erwiderte Hans und lachte, „was ist mit ihm?“

„Ja, das ist eine eigene Sache,“ meinte das Mädchen, sich behaglich im Grase ausstreckend, „vor allen Dingen aber noch eine Frage zuvor: Sind Sie musikalisch?“

Hans bejahte.

„Nun, dann ist Ihnen sein Beistand sicher,“ jubelte sie, „und nun passen Sie auf: Mein lieber, guter Heiliger verleiht die Gabe, in jedem noch so prosaischen Geräusch Musik zu hören und eigene oder fremde Weisen ihm anzupassen. Er hat das Wunder vollbracht, daß ich von der ersten Stunde ab im Surren meiner Drehbank eine schöne und fügsame Begleitung zu den tausend Melodien finde ...“

„Und darum sind Sie immer so glücklich und zufrieden?“ fragte er, sie unterbrechend.

Sie nickte und fuhr fort „Zu den tausend Melodien, die durch meinen Sinn ziehen, und Sie glauben gar nicht, wie schnell und glücklich die lange Arbeitszeit dabei abläuft. Alles versinkt um mich: Alltag, Sorge, die nüchterne, freudlose Umgebung. Alles wandelt sich in Freiheit, Schönheit und fröhliches Herrentum ... es ist zu schön ...“

„Aber meine Maschine macht, Rack! Rack!, Fräulein ...“

„Schad't nichts, lieber Freund ... Ihre Stanze geht in flottem Dreivierteltakt — ich habe schon manchmal ein wenig hingehört — einen Walzer können Sie da hineinkonstruieren, daß es eine wahre Freude ist. Versuchen Sie es doch einmal, Herr Ulrich! Gelt, Sie versuchen es ... bitte, bitte!“

„Ich will schon!“ Hans lächelte nachsichtig. Er hatte sich erhoben, um sich zu verabschieden. Was war das doch für dummes Zeug mit dem neuen Heiligen! Und doch war es ihm, als er nachher wieder allein durch den Wald stolperte, fast weh ums Herz. —

Als Hans Ulrich an jenem Tage müde von Wanderung und Frühlingsluft nach Hause kam, lag ein Brief auf dem Tisch. Aus Amerika. Der konnte nur von Onkel Johann sein! Was wollte der auf einmal von ihm? Unmutig riß er den Umschlag auf. Das Bild eines hübschen Mädchens fiel ihm entgegen. Der Mann, der seine Nächsten in Kummer und Elend umkommen ließ, war ihm nicht nur gleichgültig, sondern beinahe verhaßt. Was wollte er?

Und siehe da: Der reiche James in Cincinnati war alt geworden und brauchte einen „gerissenen Jungen“, der sein Geschäft übernehmen und seiner Frau Tochter aus erster Ehe heiraten sollte! Und dabei habe er in erster Linie an seinen „lieben Nefsen“ Hans gedacht, für den das doch „eine blendende Sache“ sei. Anderweitig möge er das Geschäft nicht verkaufen, die Amerikaner seien vorsichtige Leute und kauften keine Rahe im Sack, und man könne sich doch auch nicht so ohne weiteres in die Karten schauen lassen ... das Denunziantentum sei eine große Gefahr drüben. Wenn Hans ein

wenig großzügig denken könne, sei „die Sache gemacht“. Er solle nur gleich Nachricht geben, das Reisegeld liege bereit...

Wirre Träume beunruhigten in jener Nacht Hans Urichs Schlaf. Bald sah er sich als reichen Amerikaner, und doch war ihm dabei so schwer und sorgenvoll zu Sinne, dann wieder saß er unter der alten Eiche und las aus dem „Faust“ vor und ließ sich von Sanft Rhythmus erzählen, und dann, ja dann — stand er wieder im blauen Arbeitskittel an der Stanze. „Rad! ... Rad! ... Rad! ...“ durch Monate und Jahre...

Aber am nächsten Tage, als er morgennüchtern an der Maschine stand, mitten zwischen qualenden Gedanken, die sich mit dem Onkel und seinen Plänen beschäftigten, war das Wunder geschehen. Ganz plötzlich und unerwartet, wie eben Wunder zu geschehen pflegen: da hatte mit einem Male etwas geklungen zwischen dem einen „Rad!“ und dem anderen. Wie und woher es gekommen, wußte Hans im Augenblick nicht. Aber es war da! Fraglos da. Deutlich hörte er es. Es war, als ob die alte Stanze urplötzlich ihre werktätige, rein praktische Bestimmung vergessen und leise, ganz leise zu summen begonnen hätte ... zu summen, wie es Hans früher manchmal bei guter Laune getan hatte ... Und dabei verrichtete sie doch ihre Arbeit ... emsig und pünktlich wie immer ... Horch nur, Hans Urich, horch!

„Was frag' ich viel nach Geld und Gut . . . rad!
Wenn ich zufrieden bin . . . rad!
Schenkt Gott mir nur gesundes Blut . . . rad!
So hab' ich frohen Sinn . . . rad!“

und so weiter . . . und so weiter . . .

Horch, Hans Urich, und summe mit oder pfeife mit! All die freundlichen Weisen und guten Gedanken, die dir durch den Sinn gehen, kennt die alte Maschine und begleitet sie, in welchem Takt du nur willst! Für jede Stimmung deiner Seele hat sie Verständnis ... für jedes Leid eine tröstliche Weise ... für jede Freude den richtigen Ausdruck! Und noch etwas summt sie: „Schau hinüber, Hans Urich ... schau hinüber nach dem lieben, ehrlichen deutschen Blondkopf, der sich dort über die Drehbank beugt ... über die Drehbank, die auch spricht und singt ... und bedenke, wem du das Wunder verdankst, das dich gesund gemacht hat!“

Da begegneten sich die Blicke der beiden jungen Menschenkinder und die des Mädchens lachten und fragten: „Bist du auch froh und glücklich, Hans?“ und die des Arbeiters antworteten: „Ja, Helene, durch dich ... und Sanft Rhythmus, den Patron der ehrlichen Arbeit!“ — —

Der Onkel James in Cincinnati hat nie Antwort auf seinen Brief erhalten.

Der Dichter malt. Von Paul Gey.

Mit drei Aquarellen von Hermann Hesse.

Die Dichtkunst ist uns nicht mehr eine redende Malerei, wie sie den Ästhetikern des 18. Jahrhunderts in leidenschaftlichen Erörterungen erschienen ist. Wir wissen seit Lessing, daß sie ihre eigenen Gesetze hat. Aber immer wieder stellen wir fest, daß die Künste sich zu vermischen neigen. Das schöpferische Grundgefühl, aus dem sie leben und Leben wirken, ist eben doch bei allen verwandt. Wir kennen die lange Reihe der Dichter, die zeichneten und malten. Manche wie Goethe, Gottfried Keller, Fritz Reuter haben geschwankt, ob sie die Malerei nicht zu ihrem Beruf erwählen sollten. Andere wie Mörike, Stifter und Schöfchel haben ihr zweites Talent als eine anregende Dreingabe gepflegt. Die Reihe läßt sich bis auf die jüngste Zeit fortführen. Joachim Ringelnatz, der so gallige, so derbe, so verrückte Verse schreibt, hat mit einer Ausstellung seiner Bilder der auch bei der jüngsten Kritik Beifall gefunden; man hat

seine Malereien sogar honoriert, was sein genialer Vorgänger in beiden Künsten, Wilhelm Busch, für die schwierigere Seite künstlerischer Betätigung erklärte. Hoch über die

Stufe netter Liebhaberei hat Hermann Hesse seine Landschaftsaquarelle erhoben, auch auf diesem wie auf dichterischem Gebiete ein Mann, dem es unmöglich ist, etwas Mittelmäßiges oder Unzulängliches zu machen. Er ruht nicht, bis ihm, wenn nicht Vollendetes, so doch handwerklich Tüchtiges gelingt.

Im verfloßenen Sommer hat Hermann Hesse sein fünfzigstes Lebensjahr zurückgelegt. Obgleich er mitten in einer entscheidungsschweren Entwicklung steht, ist zu diesem Tage bei S. Fischer in Berlin, dem Verleger der Hesseschen Bücher, eine umfangreiche Arbeit über sein Leben und sein Werk erschienen. Der Verfasser Hugo Ball, ein begabter junger Schriftsteller, ist vor kurzem gestorben, ein Verlust, denn sein



Locarno.



Blick nach dem Gotthard. Ostermontag.

liebevolles und kenntnisreiches Buch über den Dichter ist ein Muster von Wahrheitsdrang und Taktgefühl. Wer Hesse kennt, muß ihn lieben, auch wenn er ihm in manchem seiner neueren Bücher seltsam oder gar unheimlich erscheint. Dieser Dichter beherrscht wie wenige das kostbare Instrument seiner Sprache. Er ist von einer verhaltenen Leidenschaft, die beredt ist gerade, wo sie verschweigt. Er prunkt nicht, aber das schlichteste Wort versteht er so zu setzen, daß es leuchtet gleich einem kostbaren Edelstein.

Hermann Hesse wollte niemals Maler werden. Ein schwäbischer Stiffler gleich Hölderlin, den er so innig liebt, hat er sich den Schulranzen mit humanistischer Bildung vollgepackt. Er war ein guter Lateiner, obgleich er den Livius unter der Bank karikierte. Schon damals hat er also gern, sogar unter Gefahren gezeichnet. Aber wie er selbst berichtet, war ihm in seinem dreizehnten Lebensjahr klar, daß er Dichter werden müsse. Freilich kam ihm damals bereits die peinliche Einsicht, daß man diesen Beruf nicht lernen könne, im Gegensatz selbst zum Musiker oder Maler. Er wurde dann, eine Verlegenheitswahl, Buchhändler. Doch alles Wesentliche hat er sich allein angeeignet, ein Eingänger durchaus. Als Fünfzehnjähriger begann er bewußt und energisch seine Selbsterziehung, und er hat es sich nicht leicht gemacht. „Wenn jemand,“ schreibt Ball, „unter den Heutigen ein Bekannter ist, so ist es Hermann Hesse. Und wenn jemand seine Selbsterziehung mit Strenge und Ernst betrieben hat, so ist er es. Er hat sein Leben durchleuchtet bis in die letzten Winkel.“

Kurz vor dem Kriege erschien, zuerst in Velhagen & Klafings Monatsheften, der Schwesterzeitschrift des Daheim, ein Malerroman von Hermann Hesse: „Kö-

halde“, eine Ehegeschichte, die mit unübertrefflicher Vornehmheit die schicksalhafte Zerrüttung eines Eheglücks schildert. Der Held, Johannes Veraguth, ist ein Maler. Nur wenige wußten damals, daß Hesse selbst ein tüchtiger Maler war, Autodidakt auch hier. Um so erstaunlicher war es, wie eindringlich, wie kunstverständlich der Maler des Romans in seiner Tätigkeit und in seinen Werken dargestellt war. Veraguth sagt einmal: „Die Könige unter den Malern sind die Brüder und Kameraden der Natur.“ Mochte und mag Hesse kein königlicher Maler sein: mit der Natur ist er aufs allerinnigste verbunden. Es zwingt ihn, sich ihrer Herrlichkeiten nicht nur mit dem Zauber des Wortes, sondern auch mit dem Zauber der Farbe zu bemächtigen.

Ein starkes Erlebnis schuf den Maler Hesse zum Meister. Zerschlagen vom Kriege flüchtete er sich ins Tessin. In „Klingsors letztem Sommer“ hat er die Herrlichkeit der Landschaft beschrieben, den alten Terrassengarten, „ein tief durchschattetes

Gewühl dichter Baumgipfel, Palmen, Zedern, Kastanien, Judasbaum, Blutbuche, Eukalyptus, durchklettert von Schlingpflanzen, Lianen, Glyzinen. Unter der Baumschwärze schimmerten bläßspiegelnd die großen bleichernen Blätter der Sommermagnolien, riesige schneeweiße Blüten dazwischen halbgeschlossen, groß wie Menschenköpfe, bleich wie Mond und Elfenbein, von denen durchdringend und beschwingt ein inniger Zitronengeruch herüberkam . . . See, Berge und Himmel flossen in die Ferne ineinander.“

In dieser Zauberwelt der luganesischen Landschaft sind Hesses Bilder mit ihren Samt- und Edelsteinfarben entstanden. Sein Biograph schildert ihn, wie er sie mit scharfem Vogelgesicht und Vogelblick erfaßt, in Hunderten von Aquarellen, in täglichen, stündlichen Wandlungen, ein Dichten in die Natur hinein.



Mein Dorf.

Der hochedle/hocherfahrene/weltberühmte Herr EISENBART



„Kann machen, daß die Blinden gehn
Und daß die Lahmen wieder sehn.“

Am sechsten Tag des November, im Jahre 1727, kam in die Straßen der alten Stadt Münden am Weseranfang ein großer Reisewagen gerumpelt, fuhr im Nebel und Regen an der Sankt-Agidius-Kirche vorüber und hielt vor dem Gasthof „Zum Wilden Mann“. Der behäbige Herr Wirt und Bäckermeister Jost Barthold Schepeler trat aus der Tür und zog artig sein Käppchen, als zwei reichgekleidete Fremde aus der Kutsche stiegen. Ein flinker junger Herr half ehrerbietig einem stattlichen Alten, dessen ganze Erscheinung verkündete: „Ich bin was und ich hab' was!“ Der Kutscher und ein Bedienter gingen daran, die vielen wunderlichen Gepäcksstücke abzuschneiden. Die Fremden ließen sich im „Wilden Mann“ Zimmer anweisen und erschienen abends in der Gaststube am runden Stammtisch der Honoratioren, die sich zum Dämmer-schoppen versammelt hatten. Der Alte verneigte sich würdevoll: „Hochgeehrte Herren, ich bin der berühmte Eisenbart!“

Die Mündener erhoben sich zu respektvoller Verbeugung. „Der Operator?“ — „Der Medicus?“

Der Fremde rief mit einer ungeheuren, dröhnenden Stimme: „Ich bin's! Johann Andreas Eisenbart, Kurfürstlicher Landarzt, Königlich Rat und Hofokuliste, im ganzen Römischen Reich wohlbekannt. Dieser ist mein Sohn Adam Gottfried Eisenbart.“

Er griff in seine Rocktasche, zog bedruckte Zettel hervor und reichte sie den Bürgern, die mit staunend geweiteten Augen lasen: „Es ist zum Trost deren Patienten allhier angelangt der hochberühmte Medicus Johann Andreas Eisenbart, der abermahl große Wundercuren an allerhand Krankheiten glücklich verrichtet, in specie hat er viele Stockblinde und noch kürzlich eine Frau von Landsberg, welche 15 Jahr stockblind gewesen, wiederum sehend gemacht, unterschiedene an großen Leibes-Brüchen geschnitten.“

Damit der geneigte Leser seine Wissenschaft und Kunst wissen möge, als werden nur etliche Krankheiten, die er curiret hat, hiermit weiter angeführt:

Als die mit langwierigen Haupt-Schmerzen, Schwindel und Schlag-Flüssen behaftet, auch wirklich am Schlage gerührt; Item die des Gehörs beraubt, blöde Augen, schwaches Gedächtniß haben, hilft er gar glücklich.

Stock und Stahr Blinde oder die mit allerhand Flüssen incommodirt gewesen, hat er unzählig zum Gesicht verholffen; darunter verschiedene die Stahr-blind von Mutter-Leibe geböhren.

Die melancholisch, traurig seyn, mit schwermüthigen, bösen Gedanken gequälert oder gar unsinnig und närrisch gewesen, seynd durch dessen höchstberühmte Wissenschaft vieler Orten gesund worden.

Item Wassersüchtige, geschwollene Patienten hat er wunderbarlich vielfältig curiret ingleichen allerhand gefährliche langwierige Fieber.

Was Operationes betrifft, so muß sich

deren kein Arzt in Teutschland rühmen, sonderlich in Stein schneiden.

Setzet emailirte Augen in den Kopff gleich denen natürlichen ohne Schmerken ein, daß man es drehen und wenden kan. Er setzet Zähne in den Mund, wie gewachsen daß man darauf kauen und essen kan. — Er offeriret sich allen und jeden nach Vermögen aufrichtig zu dienen, er recommendiret auch anben seinen vortreflichen Haupt- Augen- und Gedächtniß-Spiritum welcher nicht besser in der Welt zu finden ist, das Loth vor einen halben Rthlr. Ingleichen seine approbirte Stein-Tinctur, so vor alle Stein-Schmerken, Gliederreißzen, Scorbut nützlich zu gebrauchen das Loth vor 8 Gr.“

Herr Johann Andreas Eisenbart zechte bis in die späte Nacht hinein wacker mit den Mündener Herren im „Wilden Mann“. Andern Tages sollte seine Bühne aufgeschlagen werden, auf der er seine Arzt- und Apothekerkünste seit Jahrzehnten angepriesen und geübt hatte. Aber diesmal trat nur

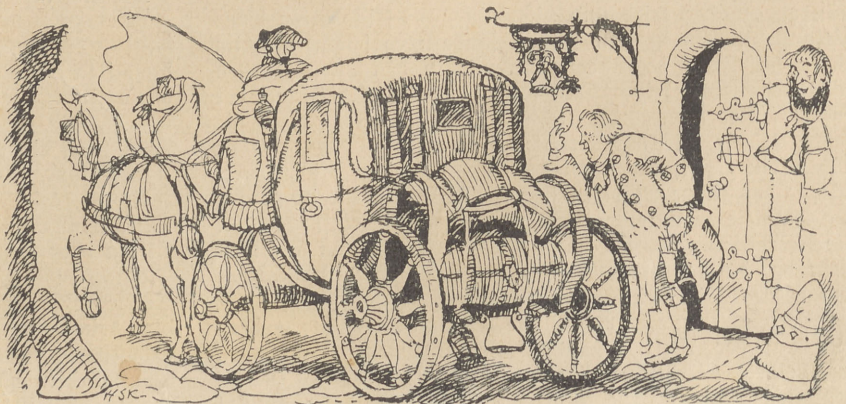
der andere auf, mit dem Johann Andreas recht und schlecht sein Leben lang gerungen hatte: Genatter Hein. Als der Morgen kam, mußte Eisenbart, von plötzlicher Krankheit befallen, im Bett liegen bleiben. Seine Wunderpillen und Mixturen halfen ihm nichts. Sein Sohn und Assistent Adam Gottfried konnte ihm nicht helfen. Nach vier Tagen, am 11. November 1727, war der Sechundssechzigjährige tot.



An der grauen, grünbemooften Mauer der Sankt-Agidius-Kirche in Münden steht Eisenbarts Grabstein. Der Inschrift zufolge wurde der weiland hochedle, hocherfahrene, weltberühmte Herr im Jahre 1661 in Magdeburg geboren und war Königlich Großbritannischer und Kurfürstlich Braunschweigisch-Lüneburgischer privilegierter Landarzt wie auch Königlich Preussischer Rat und Hofokulist.

Seine stolzen Titel führte er, wie einwandfrei feststeht, mit vollem Recht. Es gab zu seiner Zeit im Gesundheitswesen drei Berufsgruppen: die studierten Ärzte, die privilegierten Heilkundigen und die eigentlichen Kurpfuscher. Eisenbart gehörte zu der mittleren Gruppe. Doktor ist er nicht gewesen und hat sich auch nie so genannt. Die Heilkundigen waren gleichzeitig Apotheker. Sie waren auch Chirurgen; die Chirurgie war damals noch nicht ein Feld der Universitätsstudien, sondern galt nur als ein wenig geachtetes Handwerk.

Zweifelsohne ist Johann Andreas Eisenbart ein sehr tüchtiger, erfolgreicher Mann gewesen, und wahrscheinlich hat nicht so sehr sein marktchreierisches Auftreten, das zu seinem





Handwerk gehörte, als vielmehr der Neid der weniger glücklichen Kollegen ihn zu einer Spottgestalt gemacht.

In seinem Schreiben an den Superintendenten Haußern beschäftigt sich

der Pfarrer D. Heumann in Göttingen im Jahre 1742 mit dem Nachweis der Existenz des Dr. Faust. Er meint, wenn der Erzzauberer in keinem historischen Buch seiner Zeit erwähnt werde, so sei das dadurch zu erklären, daß „man den Kerl nicht für wert achtete, sein Gedächtnis auf die Nachkommen fortzupflanzen“. „Ich will dies,“ so schreibt er, „mit einem gleichen Exempel erläutern: In meiner Jugend lebte ein damals sehr bekannter Marktarzt, welcher auf allen Märkten herumzog. Ich habe ihn, als ich zu Zeit ein Schüler war, daselbst gesehen, wie er mit großer Pracht aufgezogen kam und, nachdem er auf seine Schaubühne getreten war, seine Rede mit diesen Worten anfang: Hochgeehrte Herren, ich bin der berühmte Eisenbart!

Ich selbst habe aber schon das Ende seines Ruhmes erlebt und ich glaube, daß nach hundert Jahren niemand mehr wissen wird, daß ein Marktschreier namens Eisenbart in der Welt gewesen ist.“

Das hat sich als Irrtum erwiesen: der wackere Johann Andreas steht im Konversationslexikon und ist der weltberühmte geblieben, als der er auf seinem Leichenstein zu Münden genannt wird. Dafür sorgt das lustige Lied vom Doktor Eisenbart, der „die Deut“ nach seiner Art kuriert“. Sein Verfasser ist uns nicht bekannt geworden. Der erste bekannte Druck — in „Neues Kommerz-buch Germania“, Göttingen — stammt aus dem Jahre 1818.

Aber Dr. Ludwig Boelo, Verfasser einer

Beschreibung des Weserlandes von 1844, erinnert sich, das Lied als fröhlicher Student in Marburg bereits in den Jahren 1801 bis 1805 gesungen zu haben, und schon das 1745 gedruckte Gram-bambulilied erwähnt in seiner 53. Strophe den Sang vom Doktor Eisenbart. Dieser erhielt im Verlauf der Zeit immer mehr Zusätze und ist,

lange bevor er gedruckt wurde, von Mund zu Mund verbreitet worden. Es mag dabei mancher fidele Bruder Studio an ihm herumgedoktort haben. Sicher ist auch, daß er eine Anzahl mehr oder minder selbständiger Vorläufer gehabt hat, allerlei Spottlieder auf bekannt gewordene Kurpfuscher, deren Mundwerk groß war und deren Kenntnisse und Erfolge klein blieben.

Als dann später das urwüchsige Eisenbartlied aufkam, wurden von ihm alle seine Vorläufer bald verdrängt, wie einst von dem wackeren Johann Andreas mancher Berufs-genosse überschrien, übertrumpft und verdrängt worden war.

Auch im Schweizerlande ist Meister Eisenbart bekannt geworden. In einem Appenzeller Fastnachtspruch bei Tobler, Appenzeller Sprachschatz, heißt es:

„I bin der Dokter Eisahuet,
I bin zue ala Sacha guet.“

Und drüben in Frankreich singen sie nach einer welsch zugefügten Weise: „Je suis le Docteur Isembert.“

So lebte er seit zweihundert Jahren im Liede fort, der Herr Johann Andreas, und ist schließlich doch unbezwungen geblieben von dem andern, mit dem er sein Leben lang auf allen Wegen kämpfte, vom Gevatter Tod.

J. M. Kintelen.



Inskription auf dem Grabstein von Joh. Andreas Eisenbart an der Kirchenmauer in Hann.-Münden.

Schwiegermutter und Schwiegertochter. Von E. Fries.

„Einen Schwiegersohn gewinnt man, aber einen Sohn verliert man,“ lautet eine häufig gebrauchte Redensart, wenn in einer Familie sich die Tochter oder der Sohn verlobt. Alte Erfahrung lehrt, daß Mütter und Söhne sich meist näher stehen als Mütter und Töchter, auf den ersten Blick scheint also das Sprichwort zu trügen. Denn — wie kann man den Sohn verlieren, wenn er sich verheiratet? Jede rechte Mutter muß doch wünschen, daß er eine Familie gründet, glücklich wird und nicht einst auf seine alten Tage allein steht. Es ist kein Zufall, sondern es scheint tief im Wesen der Frau begründet, daß nur in den aller seltensten Fällen der Sohn seine Wahl so trifft, daß es auch nach der Ansicht seiner Mutter die rechte ist. Eifersucht ist wohl die tiefste Ursache, die das Urteil der Mutter trübt, wenn sie auch selten eingestanden wird. Äußerlichkeiten müssen herhalten: das junge Mädchen ist nicht schön, nicht reich genug, ihre Familie zu untergeordnet, und dabei die Ansprüche...! Sie kleidet sich viel zu elegant, vom Haushalt kann sie nichts verstehen, da sie berufstätig war — wie wird der „arme Junge“ noch sein Heim vermissen!

Der Sohn tut sein Bestes, die Frauen, die er am meisten liebt auf der Welt, einander nahezubringen. Oft haben auch beide den redlichen Willen, und doch gelingt es in den wenigsten Fällen. Die Mutter möchte den Sohn einmal

wieder für sich haben, und wenn es ihr gelingt, muß sie merken, daß seine Gedanken doch nicht bei ihr sind, daß dieses Mädchen, von dem sie gar nicht begreift, was er an ihr findet, sie ausfüllt, Kälte beginnt sich einzuschleichen; man hat sich nicht mehr viel zu sagen, denn das, was man aussprechen möchte, darf man nicht... Hat der junge Ehemann noch Schwestern zu Hause, so hat es seine junge Frau womöglich noch schwerer, in das rechte Verhältnis zu seiner Mutter zu kommen. Sie sehen alle kleinen Fehler, die die Mutter etwa noch übersieht, und lassen es an kleinen Grausamkeiten nicht fehlen, so daß es ihr nicht zu verdenken ist, wenn sie nach einem Besuch in seinem Elternhaus weinend gesteht, daß ihr vor dem nächsten schon graut. Es sind ja meist nicht die großen Dinge, die man als unerträglich empfindet, sondern die Nadelstiche, die das Leben vergiften. Kalte, lieblose Blicke, Schweigen, wo der andere auf lebhaftige Zustimmung hoffte, offene oder versteckte Kritik an den Eltern oder Geschwistern der jungen Frau können das zarte Flämmchen beginnenden Vertrauens immer wieder im Keime ersticken. Die wenigsten Männer haben ein Ohr für die heimlichen Bosheiten, sie lieben ihre Mutter und Schwestern, von denen sie nie anderes als Gutes empfangen, und würden sich schämen, ihnen Neid und Eifersucht zuzutrauen. So ist, ehe sie es vermuten, der Keim zu Unfrieden

gesät, der, je nachdem, wie die Sache verläuft, unfägliches Herzeleid verschulden kann.

Auf der anderen Seite sind auch nicht immer die Schwiegertöchter geneigt, der Frau, der sie doch ihr Liebstes verdanken, mit der Liebe, Nachsicht und auch ein wenig Unterordnung vor ihrer reiferen Erfahrung entgegenzukommen, die ein gutes Verhältnis anzubahnen vermöchte.

Wenn die Schwiegermutter an einer alten, in der Familie seit Generationen üblichen Sitte festhaltend, möchte, daß auch ihre Kinder dieser treu bleiben, so sollte die jüngere Frau niemals, und wenn sie ihr, wie manche Gebräuche bei oder nach der Geburt eines Kindes als Aberglaube erschiene, das Gefühl der älteren durch Ablehnung verletzen. Sie kann nicht wissen, ob es nicht der Moment ist, in dem sich der Mutter des Mannes unauslöschlich der Gedanke einprägt: Sie tut es nicht, sie ist ja nicht dein Kind! . . . Noch weniger sollte sie einen Rat, den Mann nicht zu sehr zu verwöhnen oder dergleichen, abweisen: Ich bin, wie ich bin, ändern kann ich mich nicht! . . . Derartiges ist vorgekommen und kommt immer wieder vor, aber es hat noch nie dazu gedient, das Verhältnis in der Familie freundlicher zu gestalten. Schließlich wollen doch beide Frauen, die Mutter sowohl wie die

Gattin, nur das eine: Den Mann glücklich machen. Statt dessen reißen sie ihn in Konflikte, die, mag er sich entscheiden, wie er will, ihm nahegehen und eine von ihnen bestimmt unglücklich machen. Es ist gar nicht so selten, daß das beständige Nagen der Familie eine Ehe auseinandergeringt hat. Zu spät haben dann die Schuldigen einsehen müssen, daß das frühere herzliche Verhältnis zu dem Sohne und Bruder doch verloren gegangen war, daß er seine lebhaft kleine Frau mit all ihren Schwächen vermisse und gern die neue Verwöhnung daheim für den bisherigen Zustand eingetauscht hätte. Die Schwiegermütter täten gut daran, sich zu besinnen, wie sie vor Jahren mit der Mutter ihres Mannes standen, wie sie darüber dachten, daß diese den ersten Platz im Herzen ihres Sohnes nicht aufgeben wollte. Die junge Frau aber sollte, wenn sie nur den guten Willen spürt, der Schwiegermutter herzlich und ohne Mißtrauen entgegenkommen, deren Vergehen doch nur darin besteht, daß sie den Mann liebt, den sie selbst liebt. Die Jahre fliehen schnell dahin; ehe sie es denkt, wird sie in dieselbe Lage kommen, und da nach uralten Gesetzen alles Gute irgendwie auf uns zurückkehrt, wird sie dann dankbar empfinden, wenn auch ihr mit Liebe begegnet wird.



Manchmal reizt uns eines Menschen Weise
Derart, daß wir ständig hart und leise

Mit ihm hadern, bis zum Liebgewinnen
Über ihn und seine Weise finnen. f. 8.



Das unerbittliche Nie-wieder!

Wir erziehen unsere Kinder zur Ordnung, gewöhnen sie daran, ihre Spielsachen abends vor dem Schlafengehen wegzuräumen. Das mag vom streng pädagogischen Standpunkt aus richtig sein, mitunter zerstört es ein Stück Poesie, ein Stück jener Poesie, die ehrfürchtig kniet vor dem, das da war und nie wiederkehrt.

Du kommst abends nach Hause; dein kleiner Junge atmet dir rösig aus weißen Kissen entgegen; traumhaft regt er sich unter deinem vorsichtigen Kuß. Auf den Zehenspitzen schleicht du aus dem Zimmer und betrittst das deine: das erste, auf das dein Blick fällt, ist ein Haufen von Bauklötzen auf dem Fußboden, daneben liegt eine kleine hölzerne Lokomotive; dein Fuß tritt auf etwas Weiches: ein Teddybär! Und das in diesem Raum, der mit seinen hohen Bücherregalen und dem mit Papieren beladenen Schreibtisch ernster geistiger Arbeit geweiht ist!

Indes, du wirst mit nichten über die „Unordnung“ deines Bübchens entrüstet sein — ganz abgesehen davon, daß der Wust von Büchern und Schriften in deinem Zimmer nichts weniger als ein Bild der Ordnung bietet — denn was du hier siehst, ist die flüchtige Spur vom Tagewerk deines Kindes und was bedeutet nicht ein Tag in seinem Leben! Mehr als ein Jahr im Dasein des Erwachsenen, mehr als ein Jahrhundert in der Geschichte eines Volkes! Geht doch dem Kinde nicht ein Tag dahin wie der andere in geregeltem Schaffen: jeder Tag, jede Stunde seines Wachseins schenken ihm neue Erlebnisse, Erlebnisse, die einander ablösen, und das gestern Vergangene bleibt dem kleinen Gedächtnis kaum als ferne Sage, wie einem Volke der Mythos seiner Vorzeit. So mutet dich das am Boden verstreute Spielzeug an wie ein Zeuge eines vergangenen Lebensabschnittes deines Söhnchens, das nun drüben in seinem Bettchen schon wieder einer neuen Zukunft entgegenräumt.

Gewiß, du wirst noch öfter kleine Schöpfungen aus seinem Spielzeug auch an Orten, wo du sie nicht suchst, antreffen, aber einmal wird die Zeit kommen, wo das aufhört, wo auch dein Kind heranreift, wo es einschwingen

muß in den gleichmäßigen Maschinenang des Lebens, und sei es auch zunächst nur in der Schule, dann aber auch weiter hinaus, wo es dir allmählich entwächst, ohne daß du es hindern kannst. Wie wird dir dann zumute sein, wenn du — dein Sohn ist längst aus dem Hause — beim Umräumen ein Stück verstaubten und zerbrochenen Spielzeugs aus deines Kindes Kinderzeit findest. Mehr können dich die gewaltigen Ruinen vergangener Kulturen im Wüstensande auch nicht im Innersten anrühren!

Es ist das eine wie das andere ein Denkmal aus einer unwiderruflich vergangenen Zeit, etwas das — war und nie wiederkehrt, nie wieder. Etwas, das wir fast zärtlich bewahren und erhalten möchten in der Stätte seiner Gewordenheit.

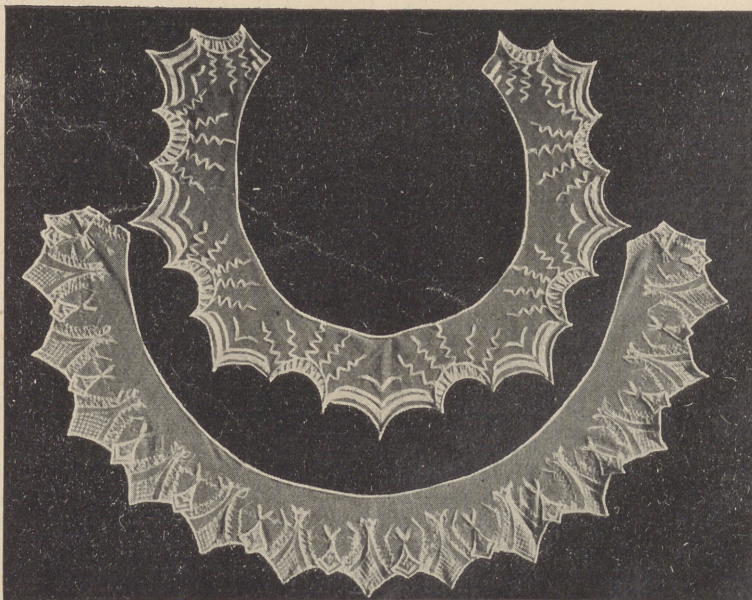
Und wenn du in solchen Gedanken doch wirst daran gehen müssen, das Spielzeug in deinem Zimmer fortzuräumen, so wirst du es zögernd und mit Liebe tun. In dem grauen, eiförmigen Zwang, wie ihn uns das Leben auferlegt, nimmt sich diese kindliche Unordnung aus wie ein knospendes Bäumchen in der ermüdenden Regelmäßigkeit des Hofes einer Mietskaserne.

Für uns Erwachsene sind die Tage Zahlen, deren sich eine an die andere reiht; selten tritt einer aus der gleichförmigen Folge heraus, und wir erlebnisarmen Menschen klammern uns dann an ihn, nennen ihn einen Markstein in unserem Dasein. Wie glücklich das Kind, das so mit Erlebnissen gesegnet ist, daß es verschwenderisch das eine über dem anderen, dem neuen, vergessen darf! — Ja, wenn ihr nicht werdet wie die Kinder . . .

Wolfgang Hofmann.

Kragen mit echten Spigen.

So männlich die heutige Mode sich manchmal gebärdet, sie hat uns doch von neuem ein Attribut fraulichen Reizes und fraulicher Würde beschert: den hellen Wäschekragen. Aus Crêpe-Georgette, Crêpe de Chine, aus Opal oder Batist, mit Hohlraumstickerei oder mit Spigenbesatz, so erscheint er auf zahlreichen modernen Kleidern, ob es sich nun um die schlichten vormittäglichen Jumperkleider, ob um elegante seidene Nachmittags Toiletten handelt. Er ist wie das Tüpfelchen auf dem i, kann ihnen vollendeten

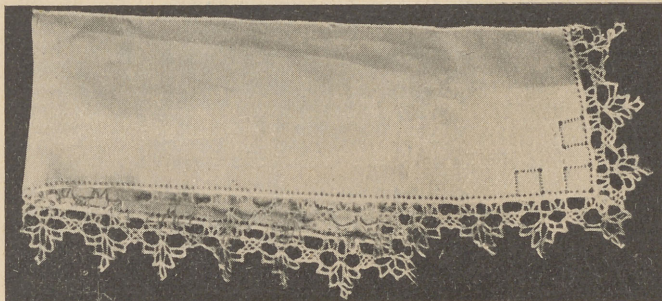


Gestickte Tüllkragen aus der Werkstatt Helene Appelstoff,
Godesberg, Bonner Straße 70.

Charme verleihen, kann die Trägerin mit einem Schlage „angezogen“ erscheinen lassen, besonders dann, wenn er, sobald das Kleid lange, enge Ärmel besitzt, von gleichartigen Ärmelmanschetten begleitet wird.

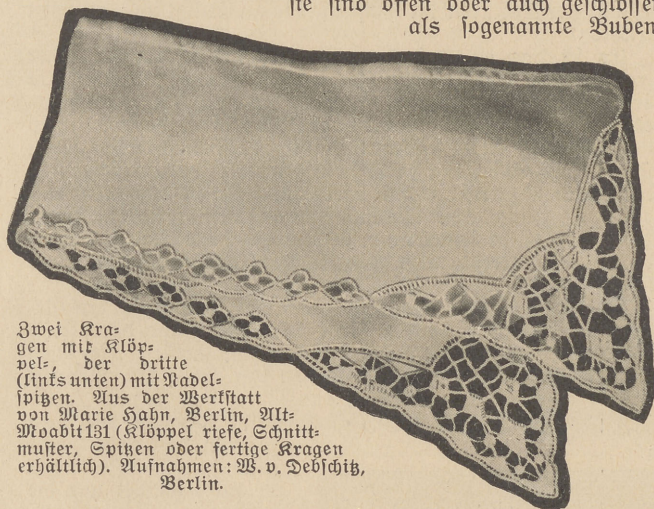
Diese Krägelchen und Manschetten kann man sich sehr wohl selbst anfertigen, sie bedeuten keinen unerschwinglichen Luxus und eignen sich auch gut als hübsches Weihnachtsgeschenk, das die Empfängerin stets wird zu verwerten wissen.

Wohl jede Frau liebt die Spitze, und es ist lange nicht jeder gleichgültig, ob sie echte, d. h. handgearbeitete Spitzen trägt, oder sich mit einer Maschinenspitze begnügen muß. Viele meinen, die erstere wäre unerschwinglich. Das ist ein Irrtum!



Wenn auch im Augenblick der Anschaffung etwas teurer, ist die Handspitze doch im Gebrauch viel haltbarer und nach jeder Wäsche wieder wie neu. Auch läßt sie sich, hat sie ihren ursprünglichen Zweck erfüllt, leicht wieder für etwas anderes verwenden. — Die vier Kragen zeigen uns Klöppel- und auch eine Nadelspitze, wie sie als Kleidauspuz zur Verwendung gelangen. Der sichförmige Kragen aus duftigem Krepp-Georgette (rechts oben) mit der feinen 6 cm breiten Klöppelspitze ist in seiner Wirkung so reich, daß er auch das einfachste Kleid zu einem festlichen machen kann; er läßt sich leicht für mehrere Kleider mit spitzem Ausschnitt verwenden.

Die einfachen, geraden Kragen passen fast zu allen Kleidern der heutigen Mode, sie sind offen oder auch geschlossen als sogenannte Buben-



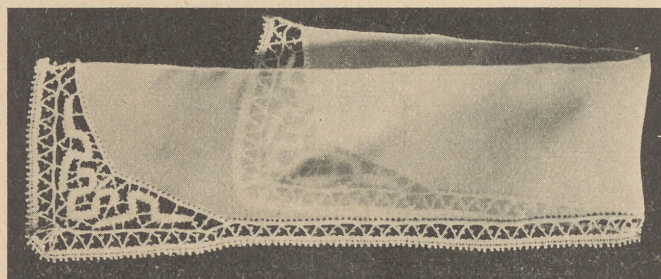
Zwei Kragen mit Klöppel-, der dritte (links unten) mit Nadelspitzen. Aus der Werkstatt von Marie Hahn, Berlin, Moabit 131 (Klöppel riefte, Schnittmuster, Spitzen oder fertige Kragen erhältlich). Aufnahmen: W. v. Debschitz, Berlin.

Kleidsamer Fichütragen mit Klöppelspitze.



tragen zu tragen. Die mit Klöppelspitze verzierten zwei Kragen sind ebenfalls aus Krepp-Georgette in zart gellichem Ton, wie auch die Spitzen. Mit kleinen Hohlraumverzierungen in den Ecken der Kragen links oben mit der zierlichen Klöppelspitze nach altem Muster aus dunkelgetöntem Garn. Mit einem Klöppelmotiv in den Ecken und einer trotz ihrer Geradlinigkeit doch duftigen Spitze der andere rechts unten. Der vierte Kragen schließlich zeigt eine reiche Nadelspitze an kräftigem getöntem Chinatrepp, und eignet sich wohl gut für ein schwereres Kleid aus Wolle oder Samt oder auch für das Kostümjackett.

Wer die Kunst des Klöppelns versteht, bekommt bei diesen Mustern vielleicht wieder Lust, sich darin zu versuchen. Sehr gut eignet sich dafür das kleine geradlinige Spitzchen, das nur mit 8 Paar Klöppeln zu arbeiten und sehr leicht zu erlernen ist. Dieses Spitzchen ist auch sehr hübsch für Wäsche. Vielseitig in seiner Anwendung kann auch das kleine Edmotiv sein, aber es verlangt schon eine geübte Klöpplerin, erforder-



lich hierzu ebenfalls Garn Nr. 70, ferner 16 Paar Klöppel. Auch nur 8 Paar Klöppel aber Garn Nr. 50 erfordert die zierliche Flechtspitze, sie ist auch nicht schwer, muß aber sehr genau gearbeitet werden, um guter Wirkung sicher zu sein, wie eigentlich alle Flechtspitzen. Diese beiden Kragen sind 40 zu 8 cm groß. Etwas größer und breiter ist der Nadelspitzenkragen aus Chinatrepp (Garn Nr. 70)! Leicht fördernd dieses Muster nur dem, der seine Technik versteht; auch für die Augen nicht anstrengend, wie sonst die feinen Nadelspitzen.

Vielseitig in ihrer Verwendung ist auch die 6 cm breite Spitze an dem sichförmigen Kragen; sie ist aus Garn Nr. 50 und 26 Paar Klöppeln gearbeitet, und ganz reizend für Decken, Kleider und auch reicher Wäsche zu verwenden.

Auguste Sprengels Lebenswerk.

„Des Menschen Leben währet siebenzig Jahre. Wenn es hoch kommt, so sind es achtzig Jahre, und wenn es köstlich gewesen ist, so ist es Mühe und Arbeit gewesen.“ Dies Bibelwort hat seine Urkraft wieder an einer verehrungswürdigen, begnadeten Achtzigerin, der Schöpferin der Frauenschule, Auguste Sprengel, bewahrt. Sie, die ihr Leben dem Dienst an der Jugend und den Jugendzuehrerinnen und Jugendbilderinnen gewidmet hat, steht in tatkräftiger, geistiger Frische noch voller Interessen mitten in der pädagogischen Kulturbewegung. Sie war die erste Frau, der die Leitung einer städtischen höheren Mädchenschule übertragen wurde.

Aus den Erfahrungen, die sie als Vorsteherin der städtischen Mädchenschule in ihrer Vaterstadt Waren in Mecklenburg machte, wo sie 1847 als Tochter des Stadtrichters und Rechtsanwalts Dr. jur. Sprengel geboren wurde, erwuchs der Gedanke der Frauenschule. Was fangen wir mit unseren Töchtern an, wenn sie die Schule absolviert haben? fragten die Mütter. Damals lag es sowohl den Eltern als den Schülerinnen noch fern, an eine Berufsausbildung zu denken. Die Schulentlassenen waren auch noch zu jung, um gleich mit der Berufsvorbereitung zu beginnen. Auch heute noch gönnt man den schulentlassenen Töchtern vor Eintritt in die Berufsarbeit gern eine kurze Erholungszeit. Aber sie soll nicht verlorene Zeit sein, sondern man füllt sie gern aus durch eine geeignete, dem

Wesen der Frau entsprechende, ihr Freude machende Beschäftigung. Da es den wenigsten Eltern aus wirtschaftlichen oder nationalen Gründen möglich und erwünscht ist, ihre Töchter wie früher in teure Auslandspensionate oder in mehr gesellschaftlich als fraulich-mütterlich bildende Töchterheime zu schicken, hat die an die Mädchenlyzeen angegliederte Frauenschule einen ungeahnten Aufschwung genommen. Man hat sie als ein pädagogisches Institut erkannt, das in vorbildlicher Weise dem Ziel entspricht, das in den ersten ministeriellen Frauenschulbestimmungen von 1908 bei der Reform des höheren Mädchenschulwesens festgelegt wurde. Es wird darin die Ausbildung der Mädchen gefordert „in der Richtung der künftigen Lebensaufgaben einer deutschen Frau, ihre Einführung in den Pflichtenkreis des häuslichen wie des weiteren Gemeinschaftslebens, in die Elemente der Kindererziehung und Kinderpflege, in Hauswirtschaft, Gesundheitslehre, Wohlfahrtskunde, sowie in die Gebiete der Barmherzigkeit und Nächstenliebe“. Nach A. Sprengels Worten soll die Frauenschule für die Schülerinnen eine Brücke zum Leben sein. Die praktischen Fächer der Hauswirtschaftslehre stehen im Vordergrund des Lehrplans. Aber die Ideale der Frauenschule ragen über praktische Fähigkeiten hinaus tief ins Geistige hinein — die deutsche Frau und Mutter als lebendige Trägerin christlich-deutscher Kultur ist nach Auguste Sprengels Wünschen das

Endziel der Frauenschülerziehung. 1903 kam Auguste Sprengel aus Waren nach Berlin und gründete hier die erste Frauenschule. 1908 wurden ihre Pläne in die Bestimmungen für das höhere Mädchenschulwesen eingebaut. 1917 gab das Preussische Ministerium Richtlinien für die Neugestaltung der Frauenschule heraus, die noch heute maßgebend sind. („Die neue Frauenschule“. Von Auguste Sprengel. Verlag B. G. Teubner, Leipzig.) Als Vorsitzende des Frauenschulausschusses des Deutschen Vereins für das höhere Mädchenschulwesen kann Auguste Sprengel ihren Einfluß auf die Gestaltung der Frauenschule auch weiterhin geltend machen.

Das Lebenswerk Auguste Sprengels ist aber nicht die Frauenschule allein, sondern mehr noch die soziale Fürsorge für notleidende Lehrerinnen. Sie war es, die das Feierabendhaus und Altersheim für Lehrerinnen in Waren geschaffen hat. Durch ihre Initiative als Vorsitzende des „Allgemeinen Wohlfahrtsverbandes für deutsche Lehrer und Lehrerinnen“ wurde die Invalidenversicherung auch auf die Privatlehrerinnen ausgedehnt. Als Frau Sprengel im Jahre 1903 als Schriftführerin in den Vorstand der „Allgemeinen deutschen Pensionsanstalt für Lehrerinnen und Erzieherinnen“ berufen wurde, war sie es, die als erste Frau ihre eigene Bürotätigkeit im Preussischen Kultusministerium hatte. Leider hat die Inflationszeit auch das sorgfältig gehütete Vermögen der Pensionsanstalt verschlungen, so daß sie aufgelöst werden mußte. Aber Auguste Sprengel ist

unablässig bemüht gewesen, Enttäuschungen und Sorgen der pensionierten Lehrerin zu lindern. Auf ihre Anregung und mit Hilfe treuer Mitarbeiter ist es erreicht worden, daß die Preussische Finanzverwaltung nach Maßgabe der Verhältnisse den preussischen Mitgliedern der Pensionsanstalt einen möglichst weitgehenden Ersatz für die verlorenen Renten gewährt. Die Regierungen von Sachsen, Hessen, Braunschweig, Anhalt sind bereits dem Beispiel Preußens gefolgt. Noch heute erlebte sie mit sicherer Hand die viele Schreibarbeit, die mit der Listenführung, dem Verkehr mit den Behörden und der Auskunftserteilung verbunden ist.

An ihrem 80. Geburtstag durfte die hochbetagte, geniale Führerin des Alters und der aufstrebenden Jugend einen reichgesegneten Ehrentag des Dankes und der allgemeinen Anerkennung erleben. Regierung und Stadtverwaltung sandten ihre Vertreter zur Morgenfeier im Auguste Sprengel-Engzeum zu Berlin-Friedenau. Auch der Verdienste Auguste Sprengels um die Einrichtung einer Hausfrauenschule an der Friedenauer Königin-Luise-Schule gedachte die Direktorin des Engzeums in ihrer Festrede für die Jubilarin. Lehrerinnenkollegium und Schülerinnen wetteiferten mit den aus nah und fern herbeigeeilten Freunden in der Wertschätzung und Verehrung einer geistig hervorragenden Persönlichkeit vornehmster Frauenart, die in der Erfüllung ihrer sozialen Aufgaben einen beglückenden Lebensinhalt gefunden hat.



Auguste Sprengel an ihrem 80. Geburtstag.

Selene Wend.

Die unsichtbare Küche und der versteckte Waschtisch.

Komfort im Zimmer der berufstätigen Frau.

Nicht jede Untermieterin hat die Erlaubnis oder die Gelegenheit zur Küchenbenutzung, viele müssen sich ihr Essen im Zimmer bereiten — manche ziehen diese Methode freiwillig dem gemeinsamen Herdfeuer vor. Die Kochstelle im Zimmer, das als Wohnraum oder womöglich auch noch gleichzeitig als Schlafraum dient, bildet selten einen erfreulichen Anblick. Das liegt in der Natur der Sache und ist nicht zu ändern. Jedoch, einen Ausweg gibt es und der heißt: verstecken! Leicht gesagt, doch schwer getan! Soll man einen Wandschirm aufstellen, dessen Begründen bei jeder Sanierung unbequem, aber nicht zu vermeiden ist, weil die „Küche“ sonst im Dunkel läge? Durch Vorhänge, die schnell zurückgezogen werden können, eine Nische abzutrennen, geht auch nicht immer an; zu Vorhängen gehören Stangen und diese müssen irgendwie befestigt werden. Aber es dürfte sich wohl schwerlich eine Wirtin finden, die ihre Tapetenwände zu diesem Zweck hergibt. Die einzig mögliche Lösung bildet in diesem Fall die Küche im Schrank, die wir den Junggesellinnen unter unseren Leserinnen darum im Bilde auf Seite 20 vorführen. Die Anregung kommt aus dem Leserkreis, doch wissen wir auch von Möbelfirmen, die sehr gediegene, elegante, zweiteilige Schränke herstellen, die eine bequeme Kochstelle bergen. Eine einfache Küche im Schrank kann sich jedoch jede Frau selbst herstellen. Gebrauch wird dazu ein alter großer Kleiderschrank, etwa 2 m hoch und 1 1/2 m breit. Der Schrank wird innen sorgfältig mit weißer Farbe angestrichen, um das Gefühl der Sauberkeit zu erhöhen. Dann stellt man links in den Schrank einen kleineren Küchenschrank. Man läßt auf dieser Seite zwischen

beiden Schmalseitenwänden der Schränke einen kleinen Zwischenraum für den Handtuchhalter und Haken für Siebe und Holzbretter. Die unteren Türen des Küchenschrankes nimmt man heraus, stellt Töpfe und Abwaschschüsseln hinein und zieht an Stelle der Türen einen waschbaren Vorhang. Im oberen Küchenschrank steht das Geschüss- und Trinkgeschirr hinter verschließbarer Glastür. Neben den Küchenschrank stellt man eine Kiste — die in der Höhe mit dem Unterteil des Schrankes abschließen muß — mit der Öffnung nach vorn, bringt ein paar Schubfächer an, die Putz- und Wickelstücken bergen und einen gleichen Vorhang, wie vor den Küchenschrank. Auf dieser weißgestrichenen Kiste steht der Kochapparat (Gas, Spiritus oder elektrisch). Da noch ein reichlicher Abstand bis zur rechten Schmalseitenwand des Kleiderschranks bleibt, ist es ausgeschlossen, daß die Flamme irgendwie Schaden anrichten kann. Ein zweistöckiges Bordbrettchen, auf dem die Zucker- und die Kaffeebüchse, sowie die Kaffeemühle, ferner Mehl- und Salzfaß Platz gefunden haben, verziert die rechte Wand. Die Innenseite der linken inneren Schranktürhälfte hat einen Behälter für Sand, Soda, Seife und darunter die üblichen Spülbürstenanhänger mit Abtropfrinne. Die rechte Innenseite der Schranktür hält ein herunterklappbares Anrichtebrett, das — hochgeklappt — von festen Säfen gehalten wird und jede Belastung verträgt.

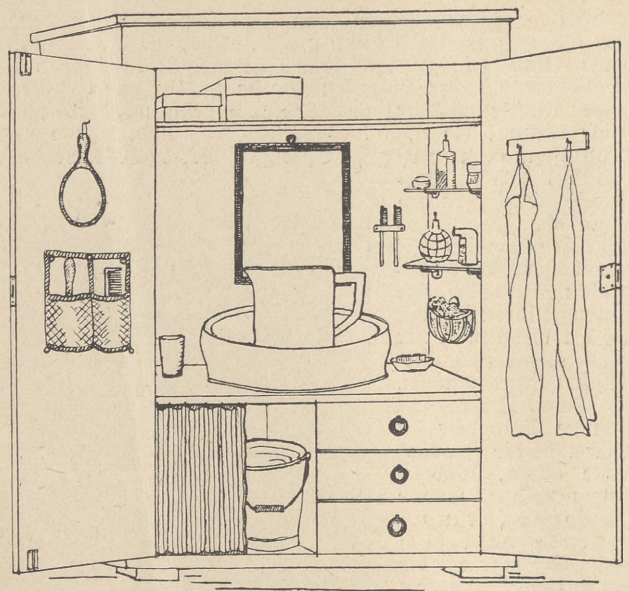
Niemand, der den geschlossenen Kleiderschrank sieht, ahnt die wohlausgerüstete Küche, die er birgt!

In der gleichen Weise ist das Problem des Waschtisches im Wohnzimmer gelöst. Wer über die nötigen Mittel ver-

fügt, läßt sich den Waschtisch in einen eleganten Wäscheschrank einbauen (die Einrichtung kann ja später im Nichtbedarfsfalle wieder entfernt werden). Die Waschküßel steht auf einer Schublade, die auf Leisten ruht und ähnlich den sogenannten englischen Zügen herauszuziehen ist; damit wird die Möglichkeit gegeben, bequem an den „Waschtisch“ heranzutreten. Die Wände des Innenraums sind mit wasserbeständigem Lack überzogen auf Messingträgern liegen Glasplatten zur Aufnahme der



Die Küche im Schrank für das Zimmer der alleinstehenden Frau. Nach einer Idee von Schwester Sofie Steban, Westeregeln.



Der Waschtisch im Schrank.

Flaschen und Dosen, die für die Körperpflege erforderlich sind. Auf der Innenseite der Türen sind Spiegel eingelassen. So etwa sieht der elegante Waschtisch im Schrank aus. Einfacher kann ihn sich jede geschickte Frau ohne Zuhilfenahme eines Handwerkers selbst einrichten. Ein nicht zu großer,

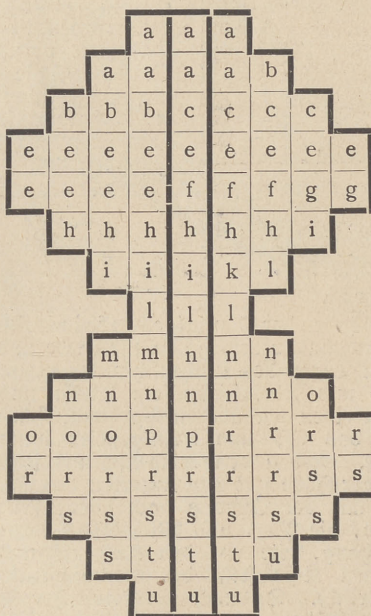
aber auch nicht zu flacher Schrank wird mit heller abwaschbarer Tapete ausgekleidet, auf den Boden kommt ein passendes Stück Linoleum. Ein festes Brett trägt das Waschgeschirr, schmalere seitlich die Requisiten der Toilette. Die Bretter werden mit weißem Wachsleim benagelt, ein größeres Stück kann man auch an der Rückwand anbringen. Ein Vorhang verbirgt Eimer und Fußwanne. Die Innenseiten der Türen werden für verschiedene Zwecke ausgenutzt.

Ist der Schrank hoch genug, so kann über dem Spiegel noch in voller Breite ein großes Brett angebracht werden, das man zur Unterbringung von Hüten oder größeren Kartons benötigt.

G. I.

Zum Nachdenken

1.



- Raubvogel
- Inneres Organ
- Gemüse
- Arzneimittel
- Farbe
- Stamm Israels
- Baum
- Gefäßsteil
- Männlicher Vorname
- Ehemalige österreich. Provinz
- Stadt in der Provinz Sachsen
- Eisenbahnbeamter
- Möbelstück
- Waffe
- Fluß in Afrika

Aus den Buchstaben der Figur sind 15 Wörter mit der nebenstehenden Bedeutung zu bilden, so daß die mittelfreie Reihe, von oben nach unten gelesen, ein Gebet ergibt.

entstehen. Deren Anfangs- und Endbuchstaben, in ähnlicher Weise gelesen, ergeben einen altbewährten Grundsatz, für den so viele Menschen kein Verständnis haben. Stgr.

2. Silben-Ergänzungs-rätsel.

- ham— —we—
- vi— —fol—
- por— —ter—
- würf— —ner—
- ter— —no—
- stra— —ko—

An Stelle der den vorstehenden Mittelsilben beigelegten Striche sollen die Silben: al — bra — de — dend — di — e — ei — erb — eu — ge — gen — in — le i — nat — ni — nis — nor — pe — re — rist — te — ter — tin — zer derart entweder vor- oder hintangelegt werden, daß dreisilbige Wörter

3. Gegensätze.

Geh in die erste oder in die zweite, Es gleichen beide Silben sich aufs Haar; In beiden ist es gleichermaßen lustig, Das wird dir schnellstens offenbar! Vereinst du beide, ist es immer böse, Und grausam oft, — nun rat' und löse! x.

4.

Ein Eins-Zwei auf des Berges Höhn, Wer könnt' es heute sich erstehn? Ein andres Zeichen ihm gereicht, Es höher in die Eins noch steigt. Und bringt es auch nichts andres ein, So doch viel holde Träumerei'n. x.

Auflösungen der Rätsel siehe nächste Nummer.

Auflösungen der Rätsel von Nr. 6.

1. Rätselpung: Sich selbst kennen ist bei einem selbst mittelmäßigen Verstande nicht so schwer, als manche Leute sagen; aber im Leben demgemäß handeln, was man von sich erkannt hat, ist ebenso schwer, als die Praxis in allen Dingen gegen die Theorie betrachtet. — 2. Kryptogramm: Höchstes Glück der Erbenkinder sei nur die Persönlichkeit. — 3. Silbenrätsel: Anemone, Aubien, Delhi, Edam, Radium, Eiche, Reuter, Ludwig, Eger, Albino, Tangente, Ebers, Ramen, Abier, Elle, Halle, Gian, Berbart, Alicante, Brenner. — 4. Lustig öfter: Karte, Krete, Kater. — 5. Ja, wenn —: heuer, Feuer, Meer.



Fechterin. Gemälde von Karl Friedrich Gsur
Aus der Großen Festausstellung im Künstlerhaus zu Wien 1927

